







·LUXR·



Caritas

Karl Schönherr

Caritas

2. Tausend



Wiener Verlag
Wien und Leipzig
1905

K. und k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Inhalt

Gottes Schwiegermutter

Die Mutter hatte Kinder und fühlte sich einsam.

Der „jüngere" war jahraus, jahrein auf der Universität, genannt die „hohe Studi"; und wenn er in den heißen Tagen des Hochsommers auf Ferien kam, fragten die guten Bekannten immer:

„Alsdann, Herr Schriftgelehrter, wie viel Papier ist denn heuer wieder draufgegangen?"

Im Laufe der Jahre aber lernten sie vernünftiger fragen, indem sie am Papier die erste Silbe verschluckten.

Dann der „ältere", der war gar schon Gesellpriester zu hinterst im Passeiertal und kriegte jeden Samstag einen Gulden und drei Zwanziger bar auf die Hand, Woche für Woche. Ja, der saß in der Wolle und stak im Winter im Schnee. Zum Glück dauert so ein

Winter in Passeier nicht ewig, höchstens dreiviertel Jahr.

Und dann wurde eines Tages der große, braune Holzkoffer mit den drei Fächern und dem kunstvollen Vexierschloß vom Dachboden heruntergeholt und sorgsam vollgepackt für eine weite Reise. Nesthockerl, das liebe, lustige, rosige Mädl, ging fort, um niemals wieder zu kehren. Gott wollte sie sich weihen. Das hatte ihr ein Ordensmann so herrlich schön ausgemalt. Und nun wollte sie sich vor der bösen Welt verschließen in ein streng versperrtes Frauenkloster, und gar außer Land, weil wir in Tirol daheim keine Klösterlein haben.

Die Mutter weinte bitterlich, da sie wieder ein Kind verlor; aber der Ordensmann patschte vor Freude in die Hände:

„Mutterl, denkt Euch die Ehre . . . die Gnade . . . Eure Tochter eine Braut Christi! Und Ihr weint! Danken sollt Ihr dem Herrgott! Wieder eines aufgehoben mit Leib und Seele, für Zeit und Ewigkeit . . . und braucht

sich nicht auf gut Glück herumzuschlagen in dieser lumpigen grundverderbten Welt! Auf den Knieen danken sollt Ihr, Mutterl, für die Gnad'... Eure Tochter eine Braut Christi... könnt Ihr das fassen!"

„Da ... da wär' ich ja ... wenn meine Tochter eine Braut Christi ist," lächelte die Mutter unter Tränen, „dann wär' ja ich einfaches, armes Weibl eigentlich gar ... Gottes Schwiegermutter!"

— — — — — — — — — — —

Nun konnte die Mutter ihre Kinder nimmer segnen, wie sie es daheim jeden Abend getan. So machte sie allabendlich drei Kreuze in die Luft und sandte sie vom Stubenfenster aus in die Weite; das eine größte mit einem leisen Seufzer der Universität zu, eines gegen das felsige, windige Passeiertal und das dritte über die Grenze in die Fremde.

So oft nun Mutterl etwas glückte und ausging, schob sie den Erfolg auf das Kind im fernen Kloster.

„Das hat's mir wieder erbetet, das Kind!" meinte sie schmunzelnd.

Der gottgeweihte Gesellpriester im Passeiertal hätte Grund zur Eifersucht gehabt.

Aber zu verwundern braucht es einen nicht, wenn die Mutter dem Gebete eines jungen, fröhlichen Kindes, das sich dem Herrgott freiwillig zwischen vier Mauern gefangen gibt, besondere Kraft zuschreibt.

Und als einmal die schier unglaubliche Kunde ins Haus drang, der Student auf der Universität habe Bücher auf seiner Bude liegen und hätte sogar schon ein leibhaftiges Examen bestanden, da wurde Mutter ganz wirr vor freudigem Staunen.

„Gott! Was hab' ich die Jahre her für ihn gebetet und alles war umsonst! Und jetzt macht er auf einmal gar eine Prüfung!" rief sie aus und schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Er wird doch nicht übergeschnappt sein. Bin halt gestiegen im Ansehen bei unserem

Herrgott," erklärte sie sich dieses Wunder. „Bin ja Gottes Schwiegermutter worden! Drum — — drum — — drum — —" nickte sie begreifend und kicherte selbstgefällig in sich hinein. „So eine vornehme Verwandtschaft . . . ja, die spürt man!"

Freilich, wenn sie abends, nachdem sie den Kindern die Kreuze nachgesandt, anstatt zu schlafen in der leeren Kammer herumsaß und längste Weile auf das viereckige Himmelsfleckchen starrte, welches das kleine Stubenfenster in das nächtige Firmament schnitt, mußte sie oft mitten in aller Glückseligkeit weinen; nur so zum Zeitvertreib.

Wenn man halt Kinder hat und fühlt sich so mutterseelenallein!

Und als wieder einmal der Winter kam und der Holzbauer mit seinen kotigen Stiefeln ins Haus tappte, ob Langes oder Kurzgeschnittenes in den Schuppen komme, da herrschte sie ihn an:

„Nichts! Kein Langes und kein Kurzes! Gar nichts!"

„Soll sie meintwegen mit der Bettstatt heizn'n!“ murrte im Gehen der Bauer.

Das tat die Mutter auch. Allgemach wurde das Gerümpel im Hause kurz und klein gehackt. Mit dem Bügelladen kochte sie Kaffee und wärmte mit den alten „derlatterten“ Stühlen den Ofen. Die guten Schränke und Kästen verkaufte sie den Nachbarsleuten.

Als auch die ewig „raunzende“ Bettstatt zerlegt und verheizt war, da schlich sich Gottes Schwiegermutter bei Nacht und Nebel aus dem Heimatland fort, über die Grenze . . .

*

Kling . . . kling! — Und noch einmal kling . . . kling!

Wieder nichts! — Ja! Auf den Steinfliesen hinter der Klosterpforte wird ein müdes Geschlürfe vernehmbar.

„Grüß Gott! Jetzt bin ich da,“ lacht unser Mütterlein die Pförtnerin mit hellen Augen an. „Und jetzt bringt Ihr mich von da mit

sechs Rössern nimmer weg. Eine weite Reis' .. bis man da ist. Mein Gott! Bin nit gern weg von daheim .... gar nit gern ..... aber einsam ist's mir mit der Zeit worden .. .. einsam! Na, bringt's mich nimmer weg." ..... Das Weiblein wischte sich über die Augen, wie in Erinnerung an viel überstandenes Leid. „Einsam ja! Jetzt lassen Sie mir sie aber nur gleich rufen!"

Die Pförtnerin machte große Augen, als wollte sie sagen: ‚Gott, ist das ein närrisches Weiblein!'

„Was denn! Wen denn rufen?" fragte sie.

„Die Schwester Dominika!"

„Nicht zu sprechen, liebe Frau ... nicht zu sprechen!"

„Nicht? Da komm' ich halt ein bißl später! Wenn sie etwan im Chor ist, will ich nit stören! Na! Na! Sie soll nur fleißig beten! Der Jüngere hat eh bald wieder eine Prüfung!"

„Ja, wer sind Sie denn eigentlich ... liebe Frau?"

„Ich? Wer ich bin? Die Mutter bin ich von der Schwester Dominika!“

Diese Worte zaubern plötzlich Leben in das welke Mienenspiel der Torwärtin.

„Ach, du lieber Gott,“ seufzte sie auf. „Die Mutter! Gedulden Sie sich nur einen Augenblick! Gleich werd' ich die ehrwürdige Mutter Oberin rufen!“

Hastig schob sie das Mutterl in das Sprechzimmer und trippelte eilig davon. Sie schien froh, so schnell aus der beklemmenden Nähe zu kommen. Bald war in dem abgegitterten Raum des Sprechzimmers ein Rauschen vernehmbar und gleich darauf schob sich die behäbige, ehrwürdige Gestalt der Oberin mit dem weitausladenden, blühweißen Kopfschleier ans Sprechgitter vor.

„Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit. Amen!“

„So? Die Mutter sind Sie, liebe Frau? Nehmen Sie Platz, ja?“

Sie räusperte ein Weilchen. Dann fing

sie gedrückt an, während ihre Finger verlegen mit dem an der Lende hängenden Rosenkranz spielten:

„Denken Sie Ihnen . . . . so ein braves Kind . . . . die Schwester Dominika . . . . blühend wie eine Rose . . . . und vor drei Tagen fallt sie Ihnen plötzlich beim Frühchor zusammen wie ein Kartenblatt . . . . . und jetzt liegt sie in der Zelle . . . schwere Lungenentzündung . . . Fieber über Fieber! Nicht so weinen, liebes Mutterl . . . es wird schon wieder gut werden . . . wir stehen alle in Gottes Hand, ich hab' selber schon zwei Lungenentzündungen durchgemacht . . . und da schauen Sie mich an . . . .“

Und sie reckte ihre kräftige Gestalt nach allen Richtungen, um das laut aufschluchzende Mütterlein von der Machtlosigkeit zweier Lungenentzündungen zu überzeugen.

„Mutterl! Der Doktor hat auch gute Hoffnung . . . . . er ist gerade bei ihr droben.“

Draußen wurden grobe Tritte hörbar. Die Priorin lauschte gegen den Gang hinaus.

„Mir scheint, er kommt eben zurück!“

Sie verschwand auf einen Augenblick durch die kleine Seitentüre, um gleich darauf wieder mit dem Doktor einzutreten.

„Sie sind also,“ begann dieser, „die Mama von der .... na Teufel, wie heißt sie denn gleich ..... Dominika, ja! Ja .... a! Schwer .... schwere Sache das ....“

„Herr Jesus!“ schrie die Mutter auf und starrte mit ihren graublauen Augen in unsäglicher Angst den Doktor an. „Meinen Sie am End' gar ...“

„Papperlapapp!“ wehrte er ab. „Ich mein' gar nichts! Junges Blut ... junges Leben vertragt schon einen Puff! Nur nicht gleich verzagt! Abwarten ... abwarten!“

Und summend trollte er sich zur Türe hinaus.

Das Mutterl schien sich die längste Weile unter Weinen und Schluchzen mit einem

schüchternen „Dürft' ich nit" oder „Ich möcht' halt bitten" um irgendein Anliegen herumzudrücken.

„Aber ja, liebs Mutterl," drang die Oberin in sie. „Reden Sie nur ...... was denn ...... genieren Sie sich nur nicht." .....

Und da rückte sie endlich mit einem dünnen Stimmchen heraus:

„Ich weiß wohl, es ist ein versperrtes Kloster mit strenger Klausur ... aber ... dürft' ich nit doch einen Augenblick zu ihr in die Zelle hinein?"

„Aber von Herzen gern .... wenn nur die Klausur nit wär'! Sie wissen, wir haben strenge Klausur .... leider .....

Also gedulden Sie sich acht, vierzehn Täg'! Bis dort ist das arme Kind hoffentlich aus dem Ärgsten heraus und da lassen wir es auf einem Sessel zu Ihnen heruntertragen in das Sprechzimmer und da können Sie dann zusammen reden den ganzen Tag! Was hätten

Sie denn jetzt bei ihr droben, wo das arme Schwesterl im Fieber liegt und niemanden kennt, und nicht einmal weiß, ob's Nacht ist oder Tag! Also Geduld, Mutterl ..... Geduld!"

Die Mutter seufzte ein schweres „In Gottes Namen!" und fügte sich frommgläubigen Sinnes.

„Aber beten will ich," fuhr sie plötzlich auf, während ihr die Zähren über die Wangen liefen. „Tag und Nacht werd' ich dem lieben Gott in die Ohren schreien und kein' Frieden gib ich ihm und sekieren werd' ich ihn, wie ihn noch keine Schwiegermutter sekiert hat, bis er endlich sagt: Tun wir ihr den Gefallen, der bösen Schwiegermutter!"

Die Oberin hatte der Mutter ein an das Sprechzimmer anstoßendes Gastgemach als Wohnraum angewiesen. Es war ein freundliches, helles Stübchen mit blühweißen Gardinen und Blumen vor den Fenstern. Da richtete sie sich häuslich ein, spann und nähte,

schluchzte und betete und malte sich das Wiedersehen aus, wenn sie ihr das abgezehrte Kind zum erstenmal „auf einen kleinen Plausch“ von der Zelle herunterbrächten.

So oft sie den Doktor an die Pforte kommen hörte, warf sie flugs alle Arbeit weg. Da nähte sie keinen Stich mehr zu Ende und strickte keine Masche aus. Im Nu war sie aus dem Stübchen und hinter ihm her. Während der vor der kleinen Klausurtüre ungeduldig auf das „Aufsperren“ wartete, musterte ihn das Mütterlein mit neidischen Blicken.

„Mein Gott, haben Sie es gut, Herr Doktor!“

„So?“ lachte der ärgerlich. „Tags nicht Zeit zum Essen, nachts keine Stunde Ruh'! ... Teufel, Teufel, ... hab' ich's gut!“

Wenn sich dann die Klausurtür in den Angeln drehte, starrte sie mit gierigen Augen durch den Spalt in den dämmerigen Gang hinein und lauschte und lauschte, so lange

noch des Arztes schwerer Tritt auf der Holztreppe hallte, die zu den Zellen führte...

„So ein Doktor hat es gut! Der darf durch die Klausurtür hinein ... hinauf zu ihr ... der hat es gut!"

Gottes Schwiegermutter stand auf den kalten Fliesen des Klosterganges und harrte mit klopfendem Herzen knapp vor dem „Türl", wie ein ausgesperrter Hund, bis der Doktor zurückkam. Dann durchsuchten ihre guten grauen Äuglein jedesmal angstvoll seine Miene und durchstöberten jedes Fältchen auf seinem Gesicht...

„Frisch auf, Mutterl! Wir bringen sie durch! Sie werden schon sehen!"

Solche Worte malten eine jähe Röte auf ihre baufälligen, verhärmten Wangen. Und dann ging ein Fragen an, daß es nur so sprudelte.

„Ist's recht bleich, das armselige Kind? Keinen Tropfen Blut wird's mehr im Gesicht haben, was? Und früher hat sie allweil so eine

schöne frische Farb' gehabt! Und geduldig wird sie drinnen liegen — nie klagen, ha? Und halt vom Fleisch g'fallen, was? Ein Häuferl Elend halt . . . nit? Aber sie hat doch eine kernige Natur, gelten Sie? Ist das Fieber allweil noch so mächtig? Tut sie noch irr reden? Fragt sie gar nie nach mir? Mein Gott ja, gelten Sie . . Sie wollen mir's halt nit sagen!"

Der vielbeschäftigte Arzt sagte nur immer: „Ja, ja! — Na, na! — Papperlapapp! — Freilich! — Mhm!" und schielte sehnsüchtig nach der Pforte. Das Mutterl hielt ihn aber immer wieder am Ärmel fest und fragte und klagte. Er mußte sich Schritt für Schritt bis zur großen Pforte durchkämpfen. Noch auf die Straße ging sie ihm nach.

Dann schlurfte sie wieder fürchtend und hoffend in ihr Stübchen und bearbeitete den lieben Gott bis tief in die Nacht hinein:

‚Ich gib ihm kein' und kein' Frieden . . . er soll seine Schwiegermutter spüren!'

Späterzu wurde der Doktor immer ver-

drießlicher und endlich so borstig wie ein Igel. Er konnte „die ewige Fragerei“ nicht leiden.

„Machen Sie mich nicht zuwider,“ fuhr er das Mutterl an und fuchtelte mit den Händen in der Luft herum. „Verdammte Medizin! Ich hau' noch alles zum Teufel, meiner Seel' . . . lieber Steinklopfen . . .“

Einmal kam er aus der kleinen Klausurtüre und sah nicht rechts noch links. Er sagte nichts, und die harrende Mutter fragte nichts. Sie sah ihn nur an. Es war im Vorraum mit den kalten Steinfliesen ganz still . . . mäuschen-stille. Und doch schrie etwas so fürchterlich auf aus todwundem Herzen . . .

Die Mutter lief zur Klosterglocke; an dem rostigen Griffe riß die Mutter, daß es läutete wie zum Sturm.

Erschrocken eilte die Torwärtin herbei.

„Das kann ich ja nimmer ertragen,“ schrie sie auf, die Mutter. „Das frißt mir das Herz ab!“

Dann stürzte sie ins Sprechzimmer zur Oberin und bat mit gefalteten Händen:

„Ehrwürdige Schwester! Das Türl aufmachen! Ich hab's dem Doktor vom Gesicht heruntergelesen! Es geht zu End'! — Nur einmal sehen noch mein Kind ... aufsperren!"

„Arme Mutter! Es ist hart .. hart! Aber wir dürfen nicht! Wir haben strenge Klausur. Gehn Sie, tun Sie es aufopfern ..!"

„Ich kann nimmer .. ich kann gar nimmer," wehrte die gepeinigte Mutter.

„Schaun Sie, Sie sind ja so ein frommes Mutterl! Denken Sie an die Schmerzensreiche, was die gelitten hat .. das Herz mit sieben Schwertern durchstochen ..!"

„Die Gebenedeite hat's leichter gehabt als ich! Hat unter dem Kreuz stehen dürfen! Hat ihr Kind gesehen und hören dürfen seine letzten Wort'! Aufsperren .. Die Klausur ... um Christi Blut willen .. aufsperren!"

„Aber wenn wir nicht dürfen! Sie haben es ja früher gewußt, daß unser Orden so streng ist! Sie haben Ihr Kind dem Herrgott geschenkt! Opfern Sie es auf! Tun Sie es

aufopfern und ergeben Sie sich in Gottes heiligsten Willen . . .!“

„Ich kann halt nimmer . . .!“

Die Klausurtüre blieb verriegelt.

Ja . . . es ist bei aller Ehre kein Spaß, mit Gott verschwiegert zu sein!

Nun umkreiste Gottes Schwiegermutter wie eine Diebin lauernd und spähend das Klösterlein mit den hellgetünchten schneeweißen Mauern und schlich das kleine, blinde Gäßchen entlang, an dem sich die Seitenfront dehnte.

Dort oben rechter Hand das schmale Fenster mit dem herabgelassenen Vorhang aus grauem Tuch und dem matt durchschimmernden Lichterschein . . . . kaum zwölf Schuh weit da oben wollte ihr Kind versterben . . . .

Es trieb sie wieder ruhelos hinab, hinein in den Schuppen. Und sucht da herum, ganz wirr und verloren, bis endlich der halbblöde Klosterknecht fragt:

„Was sucht denn die Frau Mutter?“

„Eine Leiter such' ich, Jakob! Grad eine Leiter tu' ich suchen! Zum Fensterln eine Leiter!"

Wieder irrt sie im dunkelnden Abend aufwärts, gefolgt vom neugierigen Knecht. Und starrt mit zwei großsternigen gierigen Raubtieraugen zum Fenster empor.

„Hörst sie ächzen, Jakob? Hörst sie?"

„Nix hör' ich!"

Aber nachdem er eine Weile mit der Hand vor dem Ohre gelauscht, gab er zu, „schwere Schnaufer" zu hören.

„Vielleicht liegt das Häuterl recht schlecht," schluchzt die zermarterte Mutter. „Vielleicht macht das Leintuch Falten! Vielleicht hat sie sich gar schon aufgelegen . . . sie hat ja allweil eine zarte Haut gehabt . . . Werden wohl die Pflegeschwestern nit drauf vergessen, ihr den Angstschweiß wegzuwischen! Wenn ich nur dürft' die Kopfpolster zurecht richten! Die da drinnen wissen es ja nicht, wie's das Kind von klein auf gewohnt ist! Allweil so mehr links ist das Kind gelegen, so halb hoch, den

obern Polster ein bissel zusammengewurstelt und den untern Polster so a kleines bissel vorgeschoben. O, so gut tät' ich's wissen . . O . . . "

Mit einemmale schien es hinter dem Fenster ungewöhnlich lebendig zu werden, nach den Schatten zu schließen, die rasch wechselnd an der grauen Gardine hinhuschten. Und horch! Eine sonore Männerstimme . . ernstes Beten. Eine männliche Stimme in einem streng versperrten Frauenkloster . . wird wohl ein Geistlicher sein. Und das unstete Flackern eines Kerzenlichtes . . . .

Über Mutterls Gesicht zog es wie Geisterlicht. Mit zuckenden Gliedern fuhr sie empor. Sie dehnte den Hals und stellte sich auf die Zehenspitzen, als wollte sie sich recken und strecken bis an das Sims des schmalen Zellenfensters hinan . . . .

Im Nachbarshofe winselte ein langohriger Jagdhund, der an der Kette lag, die steigende Mondsichel an; droben zog man den grauen

Vorhang auf und öffnete die Fensterflügel. Es wurde gelüftet.

*

Im kleinen Klosterkirchlein liegt Schwester Dominika aufgebahrt; der schmucklose Sarg nach Ordensbrauch auf ebener Erde, der Deckel offen. Drinnen ruht sie im blühweißen Ordenskleid, an dem Kopfschleier ein kleines Myrtensträußchen — sie war ja Christi Braut — um die wächsernen ineinandergeschlungenen Finger den Rosenkranz gewunden, im Tode noch jung und schön.

So haben sie der Mutter das Kind herabgebracht „auf einen kleinen Plausch“.

Mit tiefliegenden brennenden Augen und vorgebeugtem Oberkörper schlich sie in das dämmerige Kirchlein zum ersten Wiedersehen; verhärmt zum Gotterbarmen, leise auftretend wie ein Geist. Die Leute, welche scharenweise zum „Weihbrunngeben“ gekommen waren, stießen sich mit den Ellbogen an und drückten

sich scheu zur Kirchentür hinaus. So fürwitzig war von den neugierigen Menschenkindern keines, daß es sich verlangt hätte, diese Mutter mit ihrem Kinde zu belauschen.

Wie sie sich auf die Tote warf, wie sie die hageren Arme herumschlang um Kind und Sargholz zugleich, und wie sie aufschrie:

„Grüß Gott, Kind! jetzt hab' ich dich!"

Und wie sie zu dem Kinde sprach:

„Hab' dich schon ächzen hören! Aber sie haben mich nit einig'lassen zu dir" ...

Das Echo weinte mit der Mutter. Aus den heiligen Nischen wimmerte es hervor: „Nit einig'lassen!" Von der Decke, vom Chor herab, aus dem Beichtstuhl, von der Kanzel, hinter dem Hochaltar, aus jedem Winkel der Kirche schluchzte es heraus und klagte die Menschen an:

„Nit einig'lassen! Nit einig'lassen!"

Heute noch gellt mir das furchtbare Echo in den Ohren!

Denn ich bin damals hart an dem Sarg

gestanden . . . die da drinnen lag, war ja meine Schwester . . . . .

Ich als junger Student der Medizin hatte in Begleitung des Arztes zu ihr in die Zelle gedurft; da ich Mediziner sei, hieß es. Der Doktor durfte hinauf als Doktor, der Geistliche als Geistliche — aber das alternde, gramdurchfurchte Mütterlein mußte vor der Türe stehen; sie war ja bloß die Mutter.

Ein Geschichtenerzähler hätte vielleicht so ein Mutterl den Verstand verlieren oder Hand an sich legen lassen; aber ich erzähle keine Geschichte. Mütterlein wurde nicht irre; das sagte sie wohl hundertmal:

„Es freut mich nichts mehr!"

Aber sie trug es, so gut sie konnte.

Nun liegt Gottes Schwiegermutter auch schon manch ein Jahr neben ihrem Kind begraben.

Der Student

In die öde, kahle Bude des stud. med. Hartmoser scheint die Morgensonne. Auf dem Tische brennt noch, einem armen Seelenlichtlein gleich, die kleine Petroleumlampe mit dem gemodelten blechernen Reflektor und dem angerußten Glaszylinder. Was ihr an Leuchtkraft abgeht, ersetzt sie reichlich durch Gestank, der in Verbindung mit kaltem Pfeifenrauch und dem schalen Geruch nach einem ausgelöschten Spiritusbrenner sozusagen einen integrierenden Bestandteil jeder armen Studentenbude bildet. Auf dem Tische liegt ein ganzer Wust von Papieren, abgegriffenen Schriften, baufälligen Büchern und Zetteln; daneben ein Teller mit Wursthäuten und Schwarzbrotresten. In Bezug auf die Wurst scheint man es hier sehr genau zu nehmen; die beiden Zipfel zum Beispiel sind mit einer

technischen Meisterschaft behandelt, die auf langjährige Übung schließen läßt. Fein säuberlich ausgehöhlt und losgelöst von jeglichem Fleische liegen sie da wie zwei kleine durchsichtige Näpfchen.

Über diesen Resten von Herrlichkeit ist der Student am Tische eingeschlafen. Er hat wieder die ganze Nacht durchgebüffelt; gegen Morgen sank ihm dann der Kopf auf das Buch nieder, und die Lider fielen über die Augen. Er sieht für einen Rigorosanten nicht sehr geistreich aus, wie er so mit halb offenem Munde und hängender Unterlippe auf dem Sessel kauert; im Gegenteil, er ist vor lauter Lernen ganz dumm geworden, obwohl das gar nicht seine Absicht war.

An die vier Monate schon wickelt sich sein Leben in dieser erschreckenden Regelmäßigkeit ab:

Büffeln und ochsen ... Brot und Wurst ... ochsen und büffeln ... Wurst und Brot ...

Es gehört ein guter Magen dazu, aber

arme Studenten haben ihn. Studenten sind ja so jugendfrisch.

Plötzlich schnellt er mit einem Satz kerzengerade vom Sessel auf. Einen Augenblick stieren die schlaftrunkenen Augen wirr herum; dann hat ihn auch schon wieder eine unsichtbare Gewalt zum dickleibigen Buche niedergerissen. Wie ein Automat, halb im Dusel sagt er den Satz her, über dem er eingeschlafen war.

Auf einmal zuckt er zusammen, als ob er einen elektrischen Schlag erhalten hätte. Um Gottes willen! Heute ist ja der große Tag, der Prüfungstag! Er reißt die Augen weit auf; nun ist er erst vollkommen wach geworden.

Entsetzt fährt er nach der Westentasche. Wie spät mag es nur sein? Da erinnert er sich, seine Uhr studiert ja im Versatzamt. Er hatte die paar Gulden gebraucht, um die Rigorosumtaxe voll zu machen. Wie besessen stürzt er in das Zimmer seiner alten Quartierfrau zur großen Wanduhr.

Gott sei Dank, noch eine Stunde Zeit.

„Frau Huber! Meinen schwarzen Rock! Verflucht, hören Sie denn nicht? Haben Sie ihn sauber geputzt?“

Die alte Frau Huber, welche sich eben in aller Behaglichkeit für Mittag einen Apfelstrudelteig austreibt, hat eine satirische Ader.

„Ganz sauber! Herr Hartmoser! Er glänzt wie ein Spiegel!“

„Und der Zylinder? Rein gebürstet?“

„Ganz rein, Herr Hartmoser! Kein Haar ist mehr darauf!“

Hartmoser stürmt in seine Bude zurück. Wie ein gehetztes Wild eilt er wieder an den Tisch, wühlt in den Zetteln, blättert in den Schriften. Mit wahnsinniger Hast durchfliegt er noch rasch ein Kapitel aus der Anatomie; mit dem einen Auge aber schielt er schon nach einer endlosen chemischen Formelreihe nebenan, und den Zeigefinger hat er zwischen den Seiten eines dritten Buches liegen. Weiß Gott, was dort noch für Schreckgespenster schlummern.

Er wäscht sich. Da fällt ihm etwas Schreckliches ein.

Das Gesicht voll Seifenschaum, stürzt er auf die Anatomie los; bei einem Haare hätte er auf die Rekapitulation des Sympathikusgeflechtes vergessen. Er zieht die Stiefletten an und repetiert den „Schlingakt"; er knöpft sich den Hemdkragen zu und murmelt:

„Cholalsäure $C_{24} H_{40} O_5$,
Glycocoll $C_2 H_5 O_2 N$ ..."

„Frau Huber," ruft er dann, zum schweren Gang gerüstet, noch hinter der geschlossenen Tür. „Also, ich geh' jetzt! Verstecken Sie sich, damit mir nicht an meinem Prüfungstag schon gleich beim Verlassen der Bude ein altes Weib begegnet! Das bedeutet Unglück!"

Er wartet einen Augenblick, bis es aus irgendeinem fernen Winkel ruft:

„Jetzt können Sie schon gehen, Herr Hartmoser. Ich hab' mich gut versteckt, damit Sie sich nicht am Ende gar auf mich ausreden, wenn es schief geht! Ich wünsche übrigens viel. . . ."

„Ob Sie das Maul halten!“ brüllt der Student. Der Glückwunsch eines alten Weibes am Prüfungstage . . . Das fehlte noch!“ Er flüchtet erschrocken durch Stube und Vorraum auf die Treppe.

*

Hartmoser steht bereits mitten im Rigorosenschlachtgetümmel. Er besitzt am ganzen Körper kein trockenes Fleckchen mehr. Was ist Lindenblühtee gegen ein Rigorosum! Die Haare sind verklebt, das Vorhemd zerknittert, die Krawatte verschoben, der Hemdkragen weich wie Frau Hubers Strudelteig. Der Physikprofessor hat ihn schon auf zwei Monate geschmissen. Innerhalb zweier Monate Nachprüfung aus Physik . . . . das geht noch. Wenn sich nun aber auch noch der Physiolog „anhängt“, vor dem er jetzt, totenbange der Fragen harrend, am grünen Tische sitzt, dann ist das ganze Rigorosum hin, mit Inbegriff der Taxe. Das viele Petroleum und die

viele Wurst .... alles beim Teufel .... und die Taxe! ....

Es steigt ihm heiß in den Kopf auf und läuft ihm kalt über den Rücken.

Herrgott! Wenn er die Taxe verlieren sollte. Und er hat sie so schwer aufgebracht. Fünfundzwanzig Gulden von seinem Stundengeld abgehungert .... zehn Gulden ausgepumpt .... fünf Gulden vom Unterstützungsverein .... und schließlich mußte er noch die Uhr aufs Leihamt „ins Studieren“ schicken, damit es nur langte.

Wenn er nur schon einmal anfangen möchte, der Hund von einem Professor. Der Student fährt sich durch das Haar, er zupft an seinem Kragen, greift sich an das Herz und trippelt derart mit den Füßen, daß der Professor auf irrtümliche Gedanken kommt:

„Herr Kandidat, wenn Sie vielleicht einen Moment hinauszugehen wünschen ... bitte!“

Der Professor sitzt so recht breitspurig, satt angegessen da; er schluckt einigemale

behaglich und beginnt dann mit fetter Stimme:

„Also, Herr Hartmoser . .“

Der Student schnauft tief auf. Nun geht es an!

„Sagen Sie mir, Herr Kandidat . . . .“

Der Student bewegt schon die Lippen und paßt auf wie ein Hund, dem der Herr das „Apportl“ werfen will.

„Was sehen Sie, wenn . . . .“

„Da sehe ich . . . .“

„Aber lassen Sie mich doch erst die Frage stellen! Ja? Also was sehen Sie, Herr Kandidat, wenn Sie . . . .“

Der Student sah bereits alles Mögliche: Grüne, gelbe, blaue Ringe . . . . feurige Räder . . . . zackige Blitze . . . .

„Wenn Sie den Querschnitt eines Haares unter dem Mikroskope betrachten?“

Nun sieht der Student auf einmal nichts mehr. Den Querschnitt eines Haares hat er

sich nicht erwartet. Es legt sich wie Nebel vor seine Augen, und in seinen Ohren beginnt es zu brausen.

Der Professor läßt ihm Zeit zur Sammlung. Er hat seine goldene Uhr auf den grünen Tisch gelegt. Er spielt mit der Kette, besieht seine Fingernägel, bläst sich die Stäubchen vom Rockärmel.

Der Student starrt mit verschwollenen Augen vor sich hin und sagt es an die zweidutzendmal seinem zermarterten Gehirn vor:

„Querschnitt eines Haares .... Querschnitt .... Querschnitt .... Wenn er sich anhängt, ist die Taxe hin .... die Taxe .... Himmel, Herrgott .... Querschnitt eines Haares unter dem Mikroskope ....“

Der Student rückt auf dem Stuhle gegen die Kante hin und beginnt mit lauter Stimme:

„Ich sehe da ....“

Dann war es wieder still. Kein einziger Gedanke will über die Schwelle des Bewußtseins kommen.

„Na also," meinte der Professor nachhelfend, „Sie sehen einmal in erster Linie selbstverständlich . . . ." Der Student rückt wieder weiter gegen die Stuhlkante vor und nimmt neuerdings einen Anlauf:

„Ich sehe selbstverständlich . . ."

Gerade da, wo die Sache so selbstverständlich wurde, stockt er wieder.

Der Professor ließ an seiner Uhr den Sportsekundenzeiger springen. Das dünkt den Studenten ein schlechtes Zeichen. Nun muß augenblicklich etwas geschehen, um die tödliche Stille zu unterbrechen.

„Ich sehe da . . . wenn ich den Querschnitt eines Haares unter dem Mikroskop betrachte, sehe ich . . . da sehe ich selbstverständlich . . . in erster Linie . . ."

Er wischt sich den Schweiß von der Stirn. Seine Augen suchen angstvoll alle Winkel des Prüfungszimmers ab, als ob ihm von irgendwoher Hilfe kommen müßte.

Der Professor wird immer zugeknöpfter. Er sieht gelangweilt, träge vor sich hin, mustert eingehend das grüne Tuch des Prüfungstisches und blinzelt von Zeit zu Zeit mit wachsendem Argwohn und Mißtrauen nach dem Kandidaten.

„Herr Kandidat . . . fahren Sie fort!“

„Wenn ich den Querschnitt eines Haares . . . so sehe ich . . . da sehe ich . . .“

Der Professor steckt endlich seine Uhr in die Tasche und erhebt sich.

„Ich sehe . . es geht nicht! Ich danke! Bitte, der Nächste!“

Hartmoser macht keine Miene aufzustehen. So schnell läßt er sich nicht vom Prüfungstisch wegkomplimentieren.

„Entschuldigen, Herr Professor . . .“

„Was wünschen Sie noch . . .“

„Entschuldigen, Herr Professor . . . ich habe erst eine Frage bekommen . . . und jeder Kandidat hat das Recht auf drei Fragen!“

Da wurde der Professor auf einmal so höflich, so widerlich liebenswürdig.

„Bitte um Verzeihung, Herr Kandidat... Sie haben ganz recht... Ich danke Ihnen herzlichst, daß Sie mich auf das Versehen aufmerksam gemacht haben!"

Er setzt sich wieder, nimmt wieder seine goldene Uhr heraus und legt sie auf den Prüfungstisch.

Der Student schöpft wieder Hoffnung. Noch hat der letzte nicht geschossen. So schnell läßt sich ein Hartmoser nicht erledigen! Wegen dieses dummen Haares ist noch nicht alles verloren. In dem zwölfhundert Seiten starken Buch über Physiologie stehen auch noch andere Sachen: Respiration, Blutdruck, Verdauung, motorische Nerven, Spirometrie, und weiß der Teufel, was sonst noch alles!

Mit verbissener Entschlossenheit erwartet Hartmoser die nächste Frage.

„Also, Herr Kandidat, sagen Sie mir..."

Der Student paßt wieder auf, wie ein Hund, dem der Herr das „Apportl“ werfen will.

„Was sehen Sie, hm . . . früher hatten wir den Querschnitt, ja . . . also was sehen Sie, wenn Sie ein Haar der Länge nach durchschneiden, und dann diesen Längsschnitt unter das Mikroskop legen?“

Nun knickt Hartmoser auf seinem Sitze zusammen. Seine eben noch energisch geschlossenen Lippen lösen sich. Aus, fertig! Der kommt aus der Haarspalterei nicht mehr heraus. Nun mag es gehen, wie es mag.

Der Student besieht sich gemütlich des Professors goldene Uhr mit dem Doppelmantel. Besonders interessiert ihn der lange Sekundenzeiger, der einem Spinnenbein vergleichbar über das Zifferblatt hüpft.

„Herr Kandidat! Fahren Sie fort!“

Der Student sieht zum Fenster hinaus! Ein schöner Tag heute. Wie viel Grade mag es etwa haben! . . .

Wie aus weiter Ferne vernahm er noch

die dritte Frage, was man sehe, wenn man ein schief durchschnittenes Haar unter das Mikroskop lege.

Hartmoser hätte lieber wissen mögen, wie oft der Professor etwa schon seine goldene Uhr versetzt hatte, und was etwa ein Manichäer dafür gäbe. Wahrscheinlich nicht wenig. Es war ja ein Doppelmantel.

Bevor der Herr Professor den Kandidaten fortschickte, gab er ihm noch eine gute Lehre mit auf den Weg.

„Herr Hartmoser! Schauen Sie! Ich mein' es Ihnen von Herzen gut! Sie werden das erst in späteren Jahren einsehen! Lernen Sie, Herr Hartmoser! Lernen Sie! Was soll aus Ihnen werden? Wie wollen Sie jemals in der Welt Ihr Fortkommen finden, wenn Sie die einfachsten Dinge nicht wissen? — Der Nächste!"

*

Als die Quartierfrau Huber den Student die Treppe heraufkommen hörte, schlüpfte sie eilends auf den Gang hinaus.

„Herr Hartmoser, darf man gratulieren?“

„Alles hin, Frau Huber! Das Rigorosum . . . die Taxe . . . schade um die viele Wurst, die Sie mir jeden Abend geholt haben . . . schade um das teure Petroleum . . .“

Der Zimmerfrau liefen die hellen Zähren über die Backen.

„Was? Herr Hartmoser . . . durchgesaust . . .? Hat es denn bei der Prüfung gar so grob gefehlt?“

„O nein, Frau Huber! Gar nicht grob! Gerade um ein Haar hat es gefehlt!“

Er trat ganz nahe an die Alte heran.

„Sie gestatten schon, Frau Huber!“

Eh sich's die alte Zimmerfrau versah, hatte ihr Hartmoser aus der Warze, die ihre linke Wangenseite schmückte, ein Härchen ausgezupft und hielt es ihr dicht vor die Augen.

„Sehen Sie, weil ich von dem Querschnitt und von dem Längsschnitt und von dem Schiefschnitt Ihres Warzenhaares nichts gewußt habe, kann ich in der Welt kein Fortkommen finden.“

Dann stürmte Hartmoser wie ein Tiger-tier in seine Bude und warf die Türe ins Schloß, daß es krachte. Bald darauf vernahm man aus dem Kabinett heftiges Gepolter und ein Geräusch wie von fallenden mißhandelten Büchern und zerknitterten Schriften. Die Winkel füllten sich mit losen Blättern und geknickten Buchdeckeln. Einen besonders dick-leibigen Band, der schon schwerverletzt und hilflos auf dem Boden lag, regalierte der Student noch mit Fußtritten, bis es ihn endlich selbst packte, und wieder wie so oft, mit All-gewalt an den Studiertisch niederzwang. Es stieß ihn und rüttelte ihn die längste Weile; dann quollen die Tränen, einander über-schlagend, aus den geröteten, nachtmüden Augen auf den wackligen, schlechtgestrichenen Tisch nieder. Bald hatte sich auf diesem eine kleine Lache angesammelt.

Sogar die chemische Zusammensetzung der Tränenflüssigkeit hätte er gewußt; Na Cl, Chlornatrium; aber das Haar .... das

das verdammte Haar in der Rigorosensuppe! Nun ist alles umsonst gewesen . . . nun ist alles aus! Schade um die viele Wurst und um das viele Petroleum! Und die Taxe! Hartmoser . . . häng' dich auf! Selbst wenn man es noch einmal wagen wollte, es wäre ja keine Möglichkeit, ein zweitesmal die Taxe aufzubringen. Wo sollte man nur das viele Geld hernehmen. Hartmoser, häng' dich auf!

— — — — — — — — — — —

Heißt das: beim dicken Fritz könnte man schon vielleicht noch einmal einen Pumpversuch wagen. Zehn Gulden vom dicken Fritz . . . Fünf Gulden vom Unterstützungsverein . . . ein paar Gulden ließen sich vielleicht wieder abhungern — —

— — — — — — — — — — —

Als die Zimmerfrau nach Verlauf einer Stunde bei Hartmoser anklopfte, bekam sie keine Antwort.

„Gott im Himmel! Er wird sich doch nichts angetan haben."

Sie öffnet die Tür und findet ihn nicht in der Bude. Zu Tode erschrocken eilt sie

an das offene Fenster. Am Ende hat er sich in seiner Verzweiflung hinuntergestürzt.

„Herr Hartmoser!" schreit die Alte in heller Angst.

Der Student kroch eben mit zwei arg hergenommenen Büchern im Arm unter der Bettstatt hervor:

„Was schreien Sie denn so, Frau Huber! Suchen Sie mir sofort alle Blätter zusammen, die noch auf dem Boden herumliegen und geben Sie alles auf den Tisch! Jeden Zettel, verstehen Sie! ... es sind wichtige Sachen!"

Der Student begann die zerfetzten Seiten sorgfältig zusammenzukleben; die geknickten Buchdeckel bog er nach Möglichkeit gerade, die zerknüllten Schriften rollte er vorsichtig auseinander und strich sie glatt. Bis das ganze Rigorosummaterial wieder halbwegs geordnet auf dem Tische lag, war es Abend geworden. Der Student rief nach der Zimmerfrau.

„Frau Huber! Wo stecken Sie denn? Na endlich! Also, Frau Huber, passen Sie gut

auf! Holen Sie mir um zehn Kreuzer Wurst, einen Keil Schwarzbrot und um zwölf Kreuzer Petroleum."

„Ein Stück Äpfelstrudel habe ich Ihnen aufgehoben," bemerkte Frau Huber.

Der Student winkte ab.

„Danke! Ein geistiger Arbeiter braucht Fleischnahrung!"

Dann rauchte er sich eine Pfeife an und setzte sich an den Tisch. Er nahm den tausend Seiten starken Band zur Hand, den er vorhin mit ungezählten Fußtritten bearbeitet hatte. Er schlug ein Kapitel auf: Das Haar. Bald saß er unbeweglich, in das Studium vertieft. Er hatte den Kopf auf die Hände gestützt und hielt die Finger wie Schirmklappen über die empfindlichen Augen.

Das Haar ist ein Gebilde, welches . . .

So muß der arme Teufel für den Haarspalter weiter seine beste Jugendkraft vergeuden.

O du herrliche . . . du goldene Studentenzeit!

Fuhrmanns-Engele

Der Joch trug grobe Stiefel mit starren krustigen Schäften und sagte den ganzen Tag über:

„Hü! Hüa!“ und „Öh! Öha!“

Wenn er zur Winterszeit, im schneidenden Wind, mit erfrorenen Händen und Ohren früh und spat neben den Gäulen hertappte ins Ziegelwerk hinaus, vom Ziegelwerk herein, da setzte es auch schwere Fuhrwerkerflüche über die Kälte und den schundigen Lohn.

„Und da wollen sich die Fabrikler noch das Maul derreißen zwischen ihren vier Wänden drin! Sein ja Kanzleiherrn gegen uns Schwarfuhrwerker!“

Wenn er aber im Sommer an den offenen Fenstern der Fabrikssäle vorüberfuhr, verschoben sich die Rangsunterschiede zu seinen

Gunsten; da drang aus dieser Kanzleiherrnstube ein so furchtbares Brausen und Klappern, daß die Gäule unruhig wurden, und ein heißer, ranziger Ölgestank wehte heraus, daß sogar der apathische Joch die Nase rümpfte.

Die Magere, die dort gleich beim fünften Fenster ihren Webstuhl hatte, ging nach der Schicht vor dem leeren Ziegelwagen her, heimzu.

Sie schleifte mit den Füßen vor Müdigkeit.

„Geh, Fuhrmann, laß mich aufsitzen! Ich bin so müd'."

Der Joch hielt die Gäule an.

„Öh! Öha!" Er machte ihr neben sich auf dem Querbrett Platz, ohne auch nur ein einziges Wort zu sprechen, und blinzelte nach der Seite, von der sie aufstieg. Kaum war sie mit beiden Füßen auf dem Wagen, da ertönte auch schon das einförmige:

„Hü! Hüa!"

„Ah! Das Fahren tut wohl! Den ganzen lieben Tag vor der Maschine steh'n in dem

Dunst und Gestank . . . na, Fuhrmann, das ist weiter kein Spaß!"

‚Was bloß so ein Weibsleut' ihr Maulwerk strapaziert,' denkt sich der Joch. Er selber spricht keine Silbe, sieht geradeaus auf die Pferde, hebt die Geißel und gibt dem Sattelgaul einen Schmitz.

„Hü! Hüa!" Dann versorgt er den Peitschenstiel zwischen den schmutzigen Stiefelschäften und starrt wieder vor sich hin, den trägen Blick nach Fuhrmannsart halb auf den Boden, halb auf die Gäule gerichtet.

Nach geraumer Zeit war die Arbeiterin am Ziel. Sie wollte absteigen.

„Öh! Öha!"

Die Gäule standen. Der Joch blinzelt nach der Seite, von der sie abstieg.

Kaum war sie mit beiden Füßen auf dem Boden und wollte sich bedanken, da tönte es wieder: „Hü! Hüa!" Und der Ziegelwagen polterte schwerfällig weiter.

Sie durfte nun aufsitzen, so oft sie ihm

vor die Pferde kam. Und die Arbeiterin ließ sich nicht spotten. Sie verlangte nichts umsonst. Wie er gerade wieder einmal sein „öh . . . öha“ grölte, um sie absteigen zu lassen, drückte sie ihm rasch ein kleines Päckchen in die Hand. Als er mit seinen ungeschickten, klobigen Fingern endlich das Papier losgekriegt hatte, starrten ihm gut zwei Dutzend Virginierzigarrenstummeln entgegen, säuberlich geordnet und viele kaum zur Hälfte abgeraucht.

„Hm, hm, was nur so ein Weibsleut' Verbindungen hat.“

Der Joch steckte schmunzelnd seine Pfeife in die Tasche. Nun hatte es gute Dinge; jetzt raucht man nur mehr Zigarren. Der Arbeiterin Schwester war nämlich Bedienerin für halbe Tage und sammelte bei der Herrschaft die Zigarrenreste. Der Joch tat nun auch ein übriges. Wenn es gerade einmal in der Fabrik noch nicht „Schicht aus“ getutet hatte, ließ er die Gäule ein paar Minuten

verschnaufen, bis sie daherkam. Sie brachte ihm vielleicht wieder ein frisches Päckchen; und wenn er's ihr gerade sagen wollte, sie möchte ihm für den Sonntag seine ziegelstaubige Pfaid auswaschen, — das täte sie am Ende auch noch. Denn ein guter Kerl war sie, das bekam er bald heraus. Allgemach rückten sie auf dem Querbrett näher aneinander. Das Zigarrenkraut schmeckte so gut, und das Rasten tut so wohl.

Und ein bißchen Armenleutsliebe ist ja so billig.

— — — — — — — — — — —

Der Schwerfuhrwerker nahm mit seinen Gäulen den anderen Weg, der schief an der Fabrik herum führte. Er saß wieder allein auf dem polternden klirrenden Wagen und rieb an der Hosennaht ein Zündholz ums andere an, denn das miserable, feuchte Pfeifenkraut wollte nicht brennen. Der Joch rauchte nämlich wieder seine Pfeife.

Die magere Arbeiterin beim fünften Fenster schleppte sich abends wieder zu Fuß heim, und

des Tages stand sie schanzend vor ihrer Maschine und machte ein hartes Gesicht. Wenn sie vor Üblichkeit den Webstuhl verlassen mußte und ihr der Werkführer bei der Auszahlung die Schicht abzog, dann jammerte sie:

„Das Kind ist mein Unglück!"

Und das Kind war noch gar nicht auf der Welt.

Einmal hatte sich der Schwerfuhrwerker nicht besonnen. In Gedanken bog er in den Fabriksweg ein.

Die vom fünften Fenster verfolgte ihn mit brennenden Augen. Sie ließ ihre Maschine im Stich und stürzte durch den Saal auf die Straße:

„Joch . . ."

Er hatte sie schon bemerkt und hieb auf die Gäule ein.

„Hü! Hüa!"

Sie lief dem Wagen ein Stück weit nach und rief immer:

„Joch . . . Joch . . ."

Bis der rasselnde Wagen außer Sicht kam und der Fuhrmannsruf „Hü! Hüa!“ in der Ferne verklang. Da warf sie sich auf den Weg nieder und fluchte in ihrer Qual:

„Verfluchtes Kind . . . du bist mein Unglück.“

Und das Kind war noch gar nicht auf der Welt.

— — — — — — — — — — —

Als das Kind ein paar Monate alt war, trug sie es zur Pflegerin; sie selber hatte keine Zeit. Sie mußte zur Maschine. Irgendwo da draußen aber war so eine alte, freundliche Frau, bei der hätten es die Kinder armer Leute so gut.

„Freilich tun wir das Kind pflegen,“ nickte die Alte freundlich und wackelte mit ihrem langen Kinn. „Gut pflegen tun wir's.“

„Und billig müsse es halt sein . . . billig.“

„Freilich billig! Ich sieh's ja, Sie sein ein armes Leut' und müssen hart arbeiten! Freilich billig!“ Und dabei zwinkerte sie mit ihren stahlgrauen Augen so merkwürdig freundlich und

ließ ihre forschenden Blicke heruntergleiten an dem fadenscheinigen Kittel und dann wieder aufwärts über das schäbige Umhängtuch in das harte Gesicht der Arbeiterin.

Die Alte wickelte das Kind aus den dürftigen Lumpen heraus, schaukelte es ein Weilchen in ihren knochigen Händen und trug es in die Stube. Die Stube war klein und dumpf; an den Wänden standen drei, vier rohe hölzerne Gitterbettchen; die sahen aus wie große Vogelhäuser.

„Da schaut her, Kinderlen, was uns da zug'standen ist."

Die Kinder reckten ihre Hälse durch die Holzspriſſel und sahen den kleinen Eindringling mit großen, gar nicht freundlichen Augen an. Die Alte nahm das Kind und ging damit von Bett zu Bett. Alle sollten sie den neu zugestandenen Pflegling sehen.

„Freilich tun wir dich pflegen, du liebes Butzerl, du kleines!"

Der Schwerfuhrwerker Joch stand in der

Gerichtsstube. Er war geklagt auf das Pflegegeld.

„Also Joch . . .“

Der Joch ließ den Richter nicht ausreden.

„I weiß von nix, Herr Richter . . . es ist alles erlogen . . . mich geht die Sach’ nix an . . .“

„Das Kind ist in Pflege und Sie werden monatlich vier Gulden . . .“

„Alles erlogen . . . bei Butzen und Stingel erlogen,“ schrie der Joch, bis er krebsrot im Gesicht wurde. „Ich weiß von nix.“

Und machte das Weibsbild schlecht. Er wußte wohl, sie war im Grunde ein guter, armer Teufel, aber die vier Gulden, die blutig verdienten vier Gulden!

„Können Sie es beschwören?“ frug der Richter.

Der Joch besann sich einen Augenblick. Besann sich auf die Fuhren zur Winterszeit, wo die Kälte schnitt wie schneidige Messer; wie alle zwischen den vier Mauern beim

warmen Ofen hockten, nur er mußte neben den Gäulen hertappen, hin und her, her und hin . . . den ganzen Tag um den lästerlich schäbigen Lidlohn . . . und vom vereisten Schnauzbart hingen ihm die Eiszapfen und schlugen bei jedem Schritt klingend aneinander.

„Ja! Schwören tu' ich . . . ich schwör'!"

Er hob gleich schon krampfhaft seine groben roten Finger.

Der Richter winkte dem Gerichtsdiener, er solle die Kerzen anzünden und wendete sich dann an den Joch:

„Aber das sag' ich Euch, Joch! So wie Ihr geschworen habt, laß ich Euch sofort wegen Meineidsverdacht in Haft nehmen!"

Der Schwerfuhrwerker schnaufte wie ein gehetztes Wild und ließ die Hand langsam sinken.

Er wurde verurteilt; vier Gulden monatlich bis zum vierzehnten Lebensjahr.

„Ich nimm die Straf' nit an!" wehrte

sich der Joch. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und marterte sein Hirn ab, ob es denn gar keinen Ausweg mehr gäbe.

„Heilige Jungfrau! Kein Ausweg mehr!"

Doch! Plötzlich kam es über ihn wie Erleuchtung. Die Fuhrwerker haben ja so oft mit dem Gerichte zu tun. Da heißt es dann immer: vierundzwanzig Stunden Arrest oder fünf Gulden Strafe. Na also! Der Joch hatte nie fünf Gulden bezahlt — immer abgesessen.

„Herr Richter! Tun Sie mir ausrechnen was die vier Gulden Monatsstraf' bis zum vierzehnten Jahr ausmacht . . . und dann tun Sie mir's in Arreststraf' umwandeln . . . ich will das Kind absitzen!"

Der Richter winkte ab. Für diese Idee hatte er kein Verständnis.

Da knickte der Joch in sich zusammen und polterte in seinen groben Stiefeln fluchend zur Türe hinaus.

— — — — — — — — — — —

Die alte Pflegefrau saß in der dumpfigen

Kinderstube und sott auf dem rostigen Eisenöfchen Mohnköpfe ab. Das schmierige Büblein im zweiten Kinderbett saß mit eingezogenen Beinen auf seinem schleißigen rotgewürfelten Pölsterlein und verschuftete den neu zugestandenen Pflegling.

„Das Fuhrmanns-Engele tut schon wieder schreien!" Dabei steckte das Bübel sein ungewaschenes Fingerchen durch das hölzerne Bettgitter und zeigte in den Winkel, wo das kleine Engele wimmerte.

„Freilich tut es schreien," nickte die Alte und rührte das Gebräu mit einem Holzlöffel um. Dann schlurfte sie auf das wimmernde Kindlein zu und hielt ihm eine Predigt:

„Schreien . . . wart . . . wart, du Fuhrmanns-Engele! So ein Kinderl wie du darf nicht schreien! Das muß sich mäuserlstill halten. Gehörst ja eigentlich gar nicht her in Welt . . oder hat vielleicht jemand nach dir verlangt . . . he? . . . Na! gewiß nit . . .

bist nur so blind mitgefahren ..... hast dich nur so hereingeschwindelt ..... kein Mensch hat dich gerufen ... keine Seel' hat nach dir verlangt ... solche Kinderln dürfen sich nicht so aufspielen ... müssen ganz still sein ... still ... still ... still ... kriegst ein Mohnsaftel ... das ist gut für solche Kinderln ..."

Sie fing an, den gekochten Absud von einer Schale in die andere zu schütten, damit er schneller kühle. Mit dem Finger prüfte sie von Zeit zu Zeit die Temperatur. Dann goß sie die Saugflasche voll.

„So ... und wo haben wir denn das Schnullerle ... das Suzele ..."

Sie suchte ein Weilchen herum und hob dann etwas vom Boden auf.

„Gleich kriegst dein Mohnsaftel, du Fuhrmanns-Engele! Nur nicht schreien, du hast kein Recht dazu."

Sie stülpte den schmierigen Sauger über den Flaschenhals und sog dann zuerst selbst

daran, mit ihrem zahnlosen Munde gewissenhaft prüfend.

Der kleine Knirps im Gitterbette lachte und klatschte in die Hände:

„Die Mami tut Schnullele suzelen . . .“

Die Alte gab nun den Sauger dem kleinen Engele; es reckte so verlangend die winzigen Ärmchen nach dem Saugfläschchen und spitzte schon von weitem das Mündchen und saugte das betäubende giftige Mohnsaftel so gierig in sich hinein, als hätte es selbst ordentlich Sehnsucht, baldmöglichst wieder aus der Welt zu kommen, in die es sich nur so hineingeschwindelt hatte.

„So, mein Fuhrmanns-Engele . . . gelt, das ist süß . . . jetzt darfst aber nimmer schreien . . . mußt brav sein . . . jetzt mußt schlafen . . . allweil schlafen . . . gelt, das Mohnsaftel ist so gut . . . trink nur . . . alles aus . . . so . . . schlaf, Kinderl, schlaf . . . dein Vater ist kein Graf . . .“

Das Kindlein schlief. Längste Weile saugte

und schluckte es noch im Schlafe weiter und hielt die kleinen Fäustchen so feindlich zusammengeballt, als ob es Gott und die Welt darin zerdrücken wollte. Und wenn es wieder schrie, bekam es wieder Mohnsaftel, nach dem es gierig verlangte. Dann schlief es wieder.

Und einmal mußte es von dem süßen Mohnsaftel so schlafen; so fest schlief es auf dem alten Kittelfetzen, den ihm die Pflegemutter untergeschoben hatte; es fiel ihm gar nicht ein, noch einmal aufzuwachen und nach dem Suzele zu schreien. Die Alte fuhr ihm mit ihren dürren, harten Fingern über das weiße Gesichtchen und tastete prüfend das kleine, feine Körperchen ab. Dann sagte sie den Pfleglingen:

„So, Kinderlen! Jetzt haben wir das Fuhrmanns-Engele h i n ü b e r geschickt!"

Der vorlaute Kleine im zweiten Bett patschte lachend in die Händchen:

„Das Fuhrmanns-Engele hinübergeschickt ... etsch ... etsch; du Fuhrmanns-Engele,

hast nit dableiben dürfen . . . hast wieder hinüber müssen . . . etsch . . . etsch . . ."

Und er strampelte mit seinen Beinchen wie besessen. Dabei geriet er mit der großen Zehe in ein Loch des rotgewürfelten Bettüberzuges und schrenzte ihn mit einem Ruck von oben bis unten.

„Jetzt werden wir das Engele schön machen . . . schön . . . schön!"

Die Alte wusch mit einem großlöchrigen Schwamm das entseelte Körperchen; dann nahm sie aus der unteren Schublade der roh gezimmerten Kommode ein weißes Wickeltuch und ein Kinderhäubchen und ein vielgebrauchtes Kränzchen mit grellroten Blüten und giftig grünen Blättern. Damit putzte sie das Engele auf.

„Jetzt hast es gut . . . jetzt hast es fein . . . hab' ich's jetzt recht gemacht . . . du Fuhrmanns-Engele . . . brauchst nicht Hunger zu leiden . . . brauchst nicht Gäns' zu hüten . . . kriegst keine Schläg' . . . gelt, jetzt bist zu-

frieden … und der Vater auch … und die Mutter auch … alle hab' ich euch zufrieden gemacht … drum bin ich selber auch so zufrieden! … Mußt aber auch beten für mich … schön beten … die Handerln aufheben … nit so grimmige Fäusteln machen …"

Sie faßte die beiden Ärmchen, legte die Händchen zusammen und drückte die kleinwinzigen weißen Filigran-Fingerlein ineinander.

„So ist's recht! Fleißig beten für die gute Pflegfrau … nicht undankbar sein … du Fuhrmanns-Engele … du!"

— — — — — — — — — — —

Der Schwerfuhrwerker Joch kam mit dem Pflegegeld. Mit den blutig verdienten Gulden.

Er tappte mit seinen schweren Stiefeln im dunklen Hausflur herum und fand keine Tür.

„Und vier Gulden kriegt sie nit, die alte Hex," wetterte er. „Zwei Gulden sein auch g'nug für das bißl Milch, was es trinkt. Und jetzt wieder der Winter vor der Tür …

Höll' Teufel… meine Stiefel hin… und warme Fäustling' braucht man… und ein Glas'l Schnaps zum Einwärmen muß man haben bei der Winterfuhr… und alle Monat' vier Gulden Straf' . . . verflucht . . . vermaledeit . . ."

Die Engelmacherin öffnete die Tür.

„Wer ist's?"

Als sie den Joch erkannte, nickte sie freundlich und führte den klotzigen Fuhrwerker in die Stube. Das Kindlein lag da in dem angeschmutzten Häubchen mit der verblaßten, blauen Masche; fest zusammengeschlossen hielt es die kleinen, herben Lippen; ein mattes Talglicht zu Häupten, warf seinen Schein auf das Englein mit den offenen Augen.

Da ging die Engelmacherin herzu und strich ihm mit der Hand über die Lider.

„Geh! Tu schlafen, Kindel . . . laß die Äuglein zu!"

Sie besann sich.

„Ah, ja so! Willst deinen Vater anschaun!

Schau ihn nur an! Aber nit so finster schauen! So! Hast ihn jetzt gesehen .... dann mach' die Augen nur gleich wieder zu! Schlaf', Kindel, schlaf' ..."

Der Fuhrmann drehte seinen speckigen Hut in den Händen und glotzte stumpfsinnig das kleine Englein an. Dann begann sich etwas zu regen in der klotzigen Fuhrwerkerbrust; tief, tief unten ... da wollte sich etwas gewaltsam aus einem Schutthaufen heraufarbeiten, emporwühlen zum Licht ...

Es machte den Joch schwitzen und schnaufen; die Kniee schlotterten ihm in den krustigen Stiefelschäften, als er aus der Stube torkelte.

Vor der Haustür mußte er gar ein bißchen rasten; aber es ging bald vorüber.

Am nächsten Morgen tappte er wieder stumpfsinnig neben den Gäulen her, ins Ziegelwerk hinaus, vom Ziegelwerk herein; wenn die Pferde zu langsam gingen, rief er: „Hü! Hüa!" und „Öh! Öha!" rief er, wenn sie stehen sollten.

Das Henkermahl

Die Tage wurden allgemach wieder länger und die Wärmekraft der Sonne mehrte sich von Morgen zu Morgen. Da saß der rote Jörg eines Abends beim Speisen — in der Armensünderzelle des Kreisgerichtes.

Diese unscheinbare, aber stimmungsvolle Bude war vor einigen Stunden der Schauplatz eines seltenen Ereignisses gewesen. Mehrere schwarz gekleidete Herren waren nämlich erschienen und hatten laut und feierlich verkündet, man habe der Gerechtigkeit freien Lauf gelassen.

„Also morgen! Präzise 7 Uhr wird aufgebrochen . . ob schön, ob Regen!" Der Jörg möge sich bereit halten.

Der Jörg hatte sich zu guter Letzt noch einen gebackenen Karpfen bestellt und eine Portion Erdäpfelsalat mit viel Zwiebel; denn

es war Freitag. Hernach gedachte er noch einige Solokrebse zu wählen. Warum sollten nicht vorher mindestens noch ein paar niedere Krustentiere ihr Leben lassen, bevor er, der hochorganisierte Jörg, an die Reihe kam!

Mein Gott! Gar so eine schwere Untat hatte er nach seiner eigenen Ansicht nicht verübt. Er hatte halt ein Weibsbild geheiratet; dann wäre er sie wieder gerne los gewesen, weil ihm eine andere besser gefiel. In der Stadt weiß man sich in einem solchen Falle noch zu helfen, aber auf dem Lande sind die Moralbegriffe stärker; da werden die Ehen recht und schlecht nur durch den Tod geschieden. Nun eben; da hatte halt der Jörg in gutem Glauben ein bißchen nachgeholfen. Das war aber auch alles.

Weiß der Himmel, wieso das Gericht zur Ansicht kam, daß für den Jörg eine „Luftentziehungskur“ das beste sei.

An dem Verteidiger lag die Schuld entschieden nicht. Der hatte, wie man so sagt,

die Sache des Jörg ganz zu der seinen gemacht. Aus den verborgensten Löchern und Schlupfwinkeln kitzelte er die psychologischen Entlastungsmomente heraus und verwertete sie zu einer packenden Schilderung furchtbarer Seelenkämpfe, die der Angeklagte bis zum Augenblicke der Tat durchgemacht haben mußte.

Der Jörg war zuerst geknickt und bekümmert dagesessen; wie er aber den Verteidiger so sprechen hörte, begann er verwundert den Kopf höher und höher zu heben, und endlich blickte er stolz, mit unsäglicher Verachtung im Saale umher. Wer von allen, die da saßen, hatte so ein reichverzweigtes, vielgestaltiges Seelenleben aufzuweisen?

Aber kaum war der Verteidiger zu Ende, da stand gleich wieder an einem andern Nebentischchen so ein Stänkerer auf. Der war schon früher dem Jörg durch sein teuflisches Lächeln und Kopfbeuteln in der unangenehmsten Weise aufgefallen. Der Jörg hatte sich noch

darüber gewundert, daß der Präsident diesen notorischen Hetzer und Ruhestörer nicht schon längst hatte aus dem Saale weisen lassen. Der borgte sich nun den Angeklagten noch einmal aus — nur auf ein Viertelstündchen, wie er sagte — und nach kaum zehn Minuten hing an dem ganzen Jörg kein guter Faden mehr. Da begann sein Haupt wieder zu sinken, tiefer und tiefer; und endlich bekam er vor sich selbst einen solchen Grausen, daß er entrüstet ausspuckte und murmelte:

„Pfui Teufel! Hängt ihn auf! Der Haderlump verdient den Strick redlich!“

Also morgen präzise 7 Uhr.

Der Scharfrichter hatte soeben vorgesprochen und seinen Besuch auch richtig zu Hause getroffen.

Der Jörg saß gerade bei seinem letzten Mahl und aß sich mit wütendem Behagen immer weiter in den Karpfen hinein. Der Scharfrichter wollte ein Gespräch in Gang bringen, aber der Jörg war nicht dafür zu haben.

„Lassen Sie mich in Ruh!" schrie er. „Sie sind für mich Luft."

Der Scharfrichter hätte auf diese Bemerkung vielleicht manche nicht ganz unbegründete Einwendung machen können; aber nicht wahr, man will doch nicht immer gleich zu fachsimpeln anheben. Also schwieg er, und drehte schüchtern verlegen seine beiden Daumen umeinander herum.

Da hub der Delinquent auf einmal gewaltig zu räuspern und würgen an.

„Mensch, was ist Ihnen?" fuhr der Scharfrichter besorgt vom Sessel auf. „Reden Sie doch! Haben Sie am Ende gar eine Gräte geschluckt? Wirklich? Um Gottes willen!" Er klopfte dem räuspernden Jörg den Rücken ab und erteilte seine Ratschläge.

„Stecken Sie einen Finger in den Rachen! Vielleicht geht dann die Gräte herauf! Essen Sie einen Bissen Brot, vielleicht geht dann die Gräte mit hinunter!"

Dazu jammerte er in allen Tonarten:

„Da haben wir die Bescherung! Aber lieber Herr! Wer wird auch an einem solchen Tage Karpfen essen! Sind Sie verrückt?“

Bald war der Gefängnisarzt zur Stelle.

„Eine Gräte geschluckt? Was? Gut!“

Dann schob er sich die Manschette ein wenig zurück und tastete mit dem Finger den Rachen ab, rechts und links, oben und unten.

„Na! Wo steckt denn das Luderchen?“

Mit Hilfe des Spiegels entdeckte er die Gräte endlich in einer Schleimhautfalte nahe dem Kehlkopfeingang.

„Gut! Jetzt den Grätenfänger her!“

Der Grätenfänger ist ein Stäbchen, dessen Spitze einen kleinen Schwamm trägt. Beim Einführen dieses Instrumentes in den Rachen soll sich angeblich die Gräte in dem Schwämmchen verfangen. Dann und wann trifft dies zu, häufiger aber löst sich bei solchem Beginnen vom Stäbchen der kleine Schwamm los und sucht sich neben der Gräte zu etablieren. Der

Schwamm wird dann meist mühelos wieder heraufbefördert.

Inzwischen stürzte schon bleich vor Aufregung der Gefängnisdirektor herbei.

„Herr Doktor, was hör' ich! Der Delinquent eine Gräte geschluckt! Bitte die Gräte ... die Gräte ..."

„Gleich! Gleich! Ich führe soeben den Grätenfänger ein!"

„Ja! Also ..."

Es folgte ein Augenblick höchster Spannung. Endlich kam der Grätenfänger wieder ans Tageslicht.

„Also, Herr Doktor! die Gräte ... wo ist die Gräte?"

Der Arzt besah sich den leeren Grätenfänger und meinte dann, kaltblütig auf Jörgs Hals deutend:

„Da drinnen!"

„Um Gottes willen," stöhnte der Direktor. „Meine Stellung ... das ist ja furchtbar ... die Gräte ... die Gräte ..."

Der Doktor ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er ging mit dem Grätenfänger ein und aus, aus und ein.

Schon eilte der Präsident herbei. Man hatte den alten Herrn aus dem Schlaf geklopft. Dann der Vizepräsident und der Staatsanwalt. Beide in höchster Aufregung.

„Schöne Geschichten das! Herr Doktor, die Gräte . . . die Gräte . . . die verdammte Fischgräte," schnaubten sie.

„Ein wenig Geduld, meine Herren! Sie steckt halt an einer etwas schwer zugänglichen Stelle! Gehe soeben wieder mit dem Grätenfänger ein!"

„Ja . . . also . . ."

Der Arzt hatte kaum das Instrument aus dem Hals zurückgezogen, da wurde er auch schon umringt und umtobt:

„Herr Doktor, die Gräte . . . die Gräte . . . wo ist die verfluchte Fischgräte?"

Der Arzt untersuchte den Grätenfänger und deutete dann mit bewunderungswürdiger Seelenruhe auf Jörgs Hals:

„Da drinnen!"

Der Direktor wimmerte; der Präsident wischte sich den Angstschweiß von der Stirn; der Staatsanwalt starrte mit hochgezogenen Brauen den Grätenfänger an. Sein scharfes Auge mußte daran etwas Ungehöriges entdeckt haben.

„An diesem Stäbchen war soeben noch ein Schwämmchen dran," stänkerte er den Doktor an. „Wo ist jetzt auf einmal das Schwämmchen hingekommen?

„Auch da drinnen!" lächelte trübe der Doktor und förderte nun wenigstens das Schwämmchen aus Jörgs Rachen zutage. Er kannte diese Grätenfänger zur Genüge.

Jörgs Rachenschleimhaut begann zu schwellen. Die Aufregung wuchs.

„Da gibt es kein langes Besinnen. Ein Spezialist muß her! Rasch! Nur rasch! Koste es, was es koste!"

Der Spezialist kam mit einer riesigen Instrumententasche herangerast.

„Herr Dozent ... wir sind in Verzweiflung ... die Gräte ... die Gräte ...“

Um den Spezialisten herum lagerte ein dichter Dunstkreis von Zuversicht und Selbstvertrauen.

„Aber, meine Herren!“ tröstete er nach allen Seiten. „Seien Sie heiter, seien Sie fröhlich! Es wird alles gut! Ich bin ja da! Ich, der erste Spezialist für Kehlkopf, Hals und so weiter! Bin schon da!“

Aus den Tiefen der Riesentasche wurden die Instrumente hervorgeholt und reihenweise auf dem Tische ausgebreitet. Er führte ganz andere Sonden als sein Kollega, ganz anders konstruierte Spiegel und vor allem viel höher entwickelte Grätenfänger. Er machte auch ungleich raffiniertere, kompliziertere Handgriffe. Die Gräte bekam er zwar auch nicht aus der schwellenden Schleimhaut heraus, aber die kühne Art und Weise, wie er sie durch anderthalb Stunden hindurch unter den Verzweiflungsrufen der Gerichtsherren drinnen ließ,

war schon an und für sich ein technisches Meisterstück und wirkte überwältigend.

Endlich zog sich Jörgs boshafte Rachenschleimhaut vollends über der Gräte zusammen und entrückte sie so allen Späherblicken.

„Kalte Umschläge! Rasch!“ . . .

Jörgs Schleimhaut schwoll, der Atem ging schwer. Die Uhr schlug Mitternacht, schlug eins.

„Eisumschläge! Rasch! Rasch!“

Jörgs Schleimhaut schwoll. Der Atem ging pfeifend. Die Uhr schlug zwei, schlug drei.

„Der arme Mann m u ß Luft bekommen . . . koste es, was es koste!“ schrie der Präsident und raufte sich die Haare.

„Ein Professor muß her!“ befahl der Staatsanwalt. „Ist auf der Stelle vorzuführen!“

Der Professor kam selbstverständlich ohne Instrumente und behielt, wie es bei Professoren so üblich, die Hände hartnäckig in den Hosentaschen. Er sprach die Ärzte boshaft lächelnd mit den Worten St. Petri an:

„Die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, was, meine lieben Herren Kollegen?"

„Entschuldigen, Herr Professor," wollte der bewegliche Spezialist scharf erwidern, doch jener unterbrach ihn in jovialstem, bittendem Tone:

„Lieber Kollega! Gehn Sie, lassen Sie den Professor weg! Tun Sie mir den Gefallen, ja? Schauen Sie, ich geb' nichts auf solche Äußerlichkeiten!"

Dann wendete er sich zu dem kranken Jörg.

„Der Mann ringt nach Luft! Sehen die Herren Kollegen diese Cyanose . . . diese inspiratorischen Einziehungen . . ."

„Was Sie sehen, sehe ich auch, Herr Professor!" erwiderte der Spezialist gereizt über diesen Kathederton. „Ich seh' überhaupt alles und noch mehr!"

„Gehn Sie, lassen Sie den Professor weg," bat dieser wieder in jovialstem Ton und erklärte dann weiter:

„Da gibt's kein Besinnen, meine Herren Kollegen . . oedema glottidis . . . Da ist

sofort der Luftröhrenschnitt vorzunehmen, verstehen Sie . . ."

Der Spezialist lächelte noch, aber in seinem Gesicht leuchtete und sprühte die helle Wut.

„Gewiß versteh' ich! Gewiß! Gewiß! Zufällig habe ich sogar schon meine Instrumente für die Operation vorbereitet! Also ich danke gütigst für Ihre Belehrung! Wir sind hier nicht auf Ihrer Klinik!"

Dieser Ton empörte nun wieder seinerseits den Professor.

„Herr Spezialist," replizierte er schärfstens. „Ich denke, Sie dürfen schon noch ein Wort annehmen von einem Professor, der . . ."

Da unterbrachen aber der Spezialist und der Gefangenarzt, wie aus einem Munde, den Professor in jovialstem, bittendem Tone:

„Gehn Sie, lassen Sie den Professor weg! Tun Sie uns den Gefallen . . . ja? Schauen Sie, wir geben nichts auf solche Äußerlichkeiten!"

Der keuchende Jörg wurde rasch zurecht

gelegt. Der Spezialist war in seinem Element. Seine Haare sträubten sich vor Wichtigkeit. Im Nu hatte er sich des Rockes entledigt und die Hemdärmel aufgestülpt. Er entwickelte in der Ausführung der Operation eine Geschicklichkeit und Fixigkeit ohnegleichen. Und dabei fand er noch Zeit, den Professor mehrere Male mit dem Ellbogen äußerst sanft und elegant beiseite zu schieben.

„Wenn mir der Herr Professor ein wenig Raum lassen möchten . . . so, danke. Genügt schon!“

Auf eins, zwei hatte der Jörg den Luftröhrenschnitt appliziert, und auf drei saß ihm die Kanüle bereits tadellos im Röhrenschlitz. Pfeifend strömte die Luft ein. Nun mochte über dem Kehlkopfeingang die Schleimhaut schwellen wie sie wollte; der Jörg atmete frank und frei durch die Kanüle. Rasch war die Cyanose verschwunden.

„Gott sei gelobt! Der Mann hat Luft bekommen,“ jubelte der Präsident. Der Di-

rektor weinte Freudentränen. Stiegen auf und nieder, durch alle Korridore hallte die frohe Kunde:

„Der Mann hat Luft bekommen!"

Sogar der ewig dräuende Staatsanwalt sah nun versöhnlicher drein und senkte auf einen Augenblick mildbewegt die hochgezogenen Brauen.

— — — — — — — — — — —

Nun ging nach dem Befinden des Jörg Tag für Tag ein Gefrage los; ein hoher Gerichtsfunktionär nach dem anderen kam vorgefahren:

„Wie geht es ihm? Was macht er? Hat er Fieber? Hat er eine gute Nacht gehabt? Wie steht es mit dem Appetit?"

Der Arzt vermochte kaum mit den auf ihn einstürmenden Fragern fertig zu werden. Solange die Welt steht, hat man sich noch niemals so eindringlich um das Befinden eines Kranken aus so niederer Sphäre erkundigt. Ja, wenn halt einmal hohe Herren

menschenfreundliche Zustände bekommen, dann tun sie gewiß des Guten zu viel!

„Herr Doktor, schreitet die Besserung fort?" fragt der Präsident; und der Staatsanwalt mit inquisitorisch hochgezogenen Brauen:

„Sagen Sie mir, Herr Zeuge . . . will sagen Herr Doktor, wie lange kann es dauern, bis wir den Patienten endgültig heraushaben?"

Und der Vizepräsident -- er scheint ein sogenannter „guter" Richter zu sein — schärfte dem Arzte ein:

„Herr Doktor, sorgen Sie ja dafür, daß der Mann ordentlich herausgefüttert wird . . . erstklassige Verpflegung natürlich . . . Kraftbrühen . . . gute Weine . . . damit wir ihn möglichst bald wieder auf die Beine bringen! Es koste, was es koste!"

Eine von Jörgs Wärterinnen, die beim Verbandwechsel zu assistieren pflegte und sich dabei einmal eines kleinen Versehens gegen die Regeln der Antiseptik schuldig machte, wurde

auf der Stelle entlassen. Umsonst war ihr Bitten und Flehen.

„Gehen Sie, Frau! Da hilft kein Bitten, wo es um Menschenleben geht! Denken Sie nur, wenn durch Ihre Nachlässigkeit Jörgs Halswunde in Eiterung überginge, und der Mann daran stürbe! . . . Entsetzlich . . . der Gedanke ist nicht auszudenken! Gehen Sie, Frau, gehen Sie . . . Sie sind entlassen!"

Als nach wenigen Tagen die kleine Halswunde geheilt war, machte man sich sogar noch an die Massage der Narbe.

Und als sich der Jörg endlich infolge der aufopferndsten Pflege bei Tage und bei Nacht so pudelwohl und kerngesund fühlte, wie noch nie in seinem Leben, da wurde er eines Morgens, präzise um 7 Uhr, zu einem kleinen Spaziergang eingeladen.

Nicht weit, hieß es. Nur die paar Schritte über den Korridor, vier bis sechs Stufen hinunter und dann durch ein kleines Türchen hinaus in den kleinen, dreieckigen Galgenhof.

Dort wurde der Jörg bereits feierlich erwartet. Sie waren alle da, die kürzlich über seine verlegten Luftwege in so aufrichtige Verzweiflung geraten waren. Auch der Präsident. Der schob nun feierlich den Delinquenten einem schwarzgekleideten Herrn zu; es war derselbe, den der Jörg gelegentlich seines Besuches mit der törichten Phrase: „Herr, Sie sind für mich Luft!" so unfreundlich abgetan hatte.

Damals, als dem Jörg die Fischgräte im Halse stak, hatte der Präsident verzweiflungsvoll ausgerufen:

„Der arme Mann muß Luft bekommen ... es koste, was es koste!"

Und jetzt schaffte er: „Der Mann da darf keine Luft bekommen! Walten Sie Ihres Amtes!"

Der Jörg schüttelte nur den Kopf, als ob er manche Dinge ganz und gar nicht verstünde.

Und der Scharfrichter tat, wie ihm geheißen. Das Luftentziehen war so sein Lebensberuf.

Der anwesende Gefängnisarzt untersuchte den baumelnden Jörg zweimal, als ob er nicht wüßte, was ihm fehle; aber er schnitt ihn nicht vom Stricke, sondern ärgerte sich, daß das Herz nicht und nicht aufhören wollte zu schlagen. Ein merkwürdiger Arzt . . . nicht wahr?

Hernach, als alles gut vorüber war, betete der Anstaltsgeistliche — mit Ausnahme der Philosophie waren sämtliche Fakultäten offiziell im Galgenhofe vertreten — das übliche Vaterunser. Und als er zu der Stelle kam: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, da gab es dem Jörg, obwohl er schon ganz tot war, noch einen Riß.

Die Honorarforderung des Halsspezialisten für den erfolgreichen Luftröhrenschnitt und die submissefte Rechnung des Scharfrichters für die von Amts wegen durchgeführte Luftentziehung liefen gleichzeitig bei einem hohen Präsidio ein, und wurden auch beide unter einem prompt liquidiert.

Armenleutsleich'

Bi-bim, bi-bim, bi-bim, bi-bim!

Heut tut es so bagatellmäßig, so hastig, als ob es etwas versäume oder zu wenig Atem kriege, das Glöcklein im luftigen Glockenhause oben. Noch drei kurze, schrille Klänge — gut ist's! Der Meßner hat den Strick angehalten.

Die armen Leute horchen auf; sie kennen es am Tone:

„Aha! Das ist wieder einmal ein Unseriger!“

Denn wenn es ein Besserer wäre, da hätte das Glöcklein ganz anders geläutet, schwer und bang, lang und klagend und mehr Silber im Ton.

Alsdann! Wer ist's?

Ach Gott! Wer wird's denn sein? Niemand — der Spitalhannes vom Armenhaus halt!

Bis an die dreiundsiebenzig Jahre hat er sich noch so fortgewurstelt im Tagwerk und in der Aushilf'; aber dann, als er nicht mehr konnte und trotzdem sich darauf kaprizierte, weiterzuleben, mußte ihn die Gemeinde übernehmen . . .

Nun endlich!

„Ist ja wohl ein Glück für ihn und die Pfründnerleut'! Das ewige Kreisten und Husten in der Nacht . . ."

Das war die Totenrede, die man dem Hannes hielt.

Er liegt oben in der feuchten Armenhauskammer, bleich und stille, wie die ewige Ruh'. Daneben steht der Totenbeschauer. In der einen Hand hält er die Feder, mit der anderen tastet er den Körper des Hannes ab, etwa so, wie ein Tischler des Holzes Glätte prüft. Jetzt fährt er mit der Feder über das Papier! Hannes, ich gratuliere! Jetzt erst bist du so recht eigentlich von Amts wegen tot und hast keine weiteren Schere-

reien von den Behörden zu gewärtigen wegen unbefugten Totseins!

Der Vorsteher nimmt brummig den Schein:

„Natürlich! Haben nichts .. kein' Kreuzer und kein' Vierer .. aber gestorben muß es sein! Nur sterben und Fünfe gerad sein lassen! Die Gemeinde wird schon zahlen!“

Der Hannes hatte sich auch im Leben bei solchen Gelegenheiten immer mäuschenstille gehalten, wie es sich für ein armes Leut geziemt, wenn der Vorsteher schimpft. Nur um die Mundwinkel hatte es dann und wann ein bißchen zu zucken angefangen. Und jetzt nicht einmal mehr das! Es lag schon beinahe eine boshafte Geringschätzung in der Ruhe, welche der Hannes dem keifenden Vorsteher gegenüber zur Schau trug.

Einen Sarg . . . den muß er einmal haben, das ist so Gesetz. Da läßt sich nichts machen.

Der Meister führt den Besteller in ein Gemach, wo etliche, fein säuberlich gearbeitete

und herauspolierte Särge herumstanden und fragte:

„Für wen?"

„Niemand . . . ., vom Armenhaus, der Hannes —"

Der Schreiner schiebt den Besteller viel kräftiger als nötig zur Türe hinaus:

„Also eine Grabtruhe — deutsch geredt!"

Im Hausgang lehnt ein Dutzend alter Bretter. Man hat sie vor zwei Jahren, als die große Überschwemmung war, aus dem Wasser gefischt. Auf diese deutet der Meister und schafft dem Gesellen:

„Auswendig ein bissel drüberfahren mit dem groben Hobel. Aber aufgepaßt! Kein Hobeleisen ruinieren!"

Im Pfarrhof schellt es. Die Köchin riegelt das Guckfensterchen auf:

„Was gibt es?"

„Morgen wär' ein Begräbnis!"

Der Kopf des Pfarrers war auch schon

hinter dem Fenster in einer Tabakswolke aufgetaucht.

„Wer ist gestorben?“

„Eigentlich niemand. Der Spitalhannes halt!“

Die Köpfe sind schon verschwunden. Das Fenster klirrt. Die Köchin giftet sich, weil der verrostete Riegel so schwer in den Falz geht.

Der Tischler und sein Geselle erschienen mit der Truhe zum „Vernageln“.

Sie hoben den Hannes vom Rechbrett, um ihn in den Sarg zu betten. War der zu klein! Heißt das, der Sarg war eigentlich nicht zu klein, aber der Hannes, der verfluchte Spitalhannes vom Armenhaus war zu groß. Mit vieler Mühe wurde er in sein verschnittenes Holzgewand gezwängt. Gezwängt und gedrückt wie im Leben, so im Tod.

Aber hol's der Teufel! Die kurzen Bretter sind halt einmal nicht länger.

Nun den Deckel darauf und Nägel her! Der Tischler hat Nägel mitgebracht. Der

eine hat den Kopf verloren, der andere ist verbogen. Rostig sind sie alle, bis auf einen: der war nagelneu. Den fischte der Meister heraus und tat ihn beiseite, damit ihn nicht etwa der Geselle erwische.

Auf den Deckel hatte der Lehrbub mit schwarzer Farbe ein Kreuz gemalt, denn das Malen war so seine geheime Passion. Die Balken waren jämmerlich verschmiert und windschief wie ein Multiplikationszeichen. Man hätte ihn für diese Schmierarbeit prügeln sollen. Der Meister nahm ihn auch wirklich bei den Ohren:

„Lausbub! Ich werd' dir geben! Die schwarze Farb' so verschmieren!"

Der Totengräber hatte derweilen eine Grube ausgeschaufelt zu unterst an der Freithofmauer, wo das hohe Gras steht; im Winkel selbstverständlich. Die Winkel sind ja dafür da, daß die armen Leute hineingestellt werden. Die Grube war weder gehörig weit, noch hatte sie die vorschriftsmäßigen sechs Schuh

Tiefe, aber der Totengräber stieß die Schaufel in den Erdhaufen und ließ es genug sein.

„Weit und tief g'nug für den Armenhaus-Hannes!“

Wieder winselt das kurzatmige Glöcklein vom Turm:

„Bi-bim . . . bi-bim . . . bi-bim“, weil es halt doch schon einmal auf dem Lande so der Brauch ist, ein Glöcklein zu läuten, wenn sie einen begraben.

Da liefen sie mit dem Hannes zu Grabe, vier Träger in verlotterten Mänteln, hinterdrein der allerjüngste geistliche Gehilfe und der dümmste Ministrant mit dem Weihbrunnkessel.

Ein paar alte Weiber hätten sich gerne als Publikum angeschlossen.

„He! He! Zeit lassen . . . Zeit lassen . . . wir möchten auch mitgehen!“

Aber sie mußten zurückbleiben, sie konnten es nicht erlaufen mit ihren krampfadrigen Füßen.

Nur zwei Armenhauskollegen des Hannes wackelten tapfer hinterdrein, der kropfige Sepp-Antoni und der krummbeinige Bettel-Bartel. Die ermachten es trotz Alter, Kropf und krummer Beine; denn sie hatten vorher Schnaps getrunken.

Aber es war zu drollig mit den beiden alten Krachern. Den Sepp-Antoni stößt der „Schnaggler“ (Schluchzer) und da mußte halt der Bettel-Bartel immer lachen — auf dem ganzen Wege kam er aus dem Lachen nicht heraus. Mein Gott! Alte Leute sind ja wie die Kinder.

Endlich, endlich ist man im Freithof und hat sich zwischen all den Grabsteinen und Kreuzen bis zum untersten Winkel durchgezwängt.

Den Sarg niederstellen! Rasch! Man hat nicht viel Zeit! Man hat zu Hause auch noch etwas zu tun!

„Den Bahrtuchfetzen weg! Nu! Wird's bald! Die Stricke her . . . schnell . . . schnell!

Und jetzt hinunter damit in die Grube, damit die Sache endlich einmal erledigt wird!"

Der geistliche Herr betet vor dem offenen Grabe:

„Vater unser . . . Himmel wie auf Erden . . . tägliches Brot . . . nicht in Versuchung . . . Übel Amen!"

O Wunder! Wer weint denn da um den Spitalhannes vom Armenhaus! Ganz deutlich klingt es wie unterdrücktes Geschluchze.

Es klingt nur so. Den Sepp-Antoni stößt nämlich der „Schnaggler" in immer kürzeren Intervallen und der Bettel-Bartel weiß sich schon bald nicht mehr des Lachens zu erwehren über seinen kropfigen Gefährten. Er schaut in die Luft, preßt die Lippen fest aufeinander, hält sich die Ohren zu — wer hat es denn nicht schon erfahren, wie einen die Lachlust zur unrechten Zeit plagen kann. So lacht halt der Bartel bei geschlossenem Munde durch die Nase und das hört sich völlig an wie

unterdrücktes Weinen. Und der Sepp-Antoni leidet ja ohnehin am „Schluchzer".

Jetzt schnell die Bretter weg, hinter welchen die Grabeserde angehäuft ist. Schnell . . . schnell . . . Wuchtig kollert Stein und Bein auf die Truhe.

Bum — bum — bum — —

Endlich ist das Grab voll bis zu ebener Erde. Fertig! Gute Nacht!

Ein kleiner Hügel wär' ja ganz schön, aber es ist für den Spitalhannes kein Erdreich mehr da!

Kein Lichtlein und kein Kränzel haben ihm die Menschen auf das Grab gelegt; keinen Seufzer nachgeschickt.

Aber Mutter Erde, die alte, braune, runzlige Allmutter feiert da unten Wiedersehen mit ihrem heimgekehrten Hannes; sie hat ihn so fest, so inbrünstig in ihre Arme geschlossen und wacht eifersüchtig, daß nicht etwa auch da unten noch dem Armen unrecht geschehe. Nacht für Nacht schleicht sie

in den ersten Gräberreihen zwischen den reichen Marmelsteinen und protzigen Arkaden herum und beschnuppert mit ihrer großen Hackennase argwöhnisch die Leiber der Feinen und Reichen, ob ja wohl keiner von ihnen besser rieche als ihr Hannes im Winkel; und wenn ihr so ein oberüberfeiner Herr etwa zu gut erhalten scheint, setzt sie ihm gleich eine Handvoll Maden an und redet ihm zu:

„Genieren Sie sich nit ... gnädiger Herr ... stinken Sie nur brav zu! Das ist jetzt Ihr einziger ... höchster Beruf!"

Das Glückskind

Bei der Pflegefrau auf dem Lande wuchs Kleinlieschen auf. Wie mager das siebenjährige Körperchen war; was für ein dünnes Hälschen; und darauf ein welkes Köpfchen; und das fahlblonde, schüttere Haar gab ein Zöpfchen so kurz und dünn, wie ein Vogelschweifchen zur Mauserzeit. Das dünne Röcklein hatte es schmutzig und schleißig und die Händchen rauh und blau und schwielig von der Kälte, vom Wassertragen und Reisigsammeln für die alte Pflegefrau.

Ihre zwei weißen Katzen streichelte die Alte und küßte sie sogar. Wenn sie es etwa leugnen will — Nachbarsleute haben es gesehen. Darum gediehen sie so wohl und fett, daß sie sogar auf das Mausen vergaßen. Abends nach der Milch nahm sie die Pflegefrau mit sich ins Federbett — die Kätzchen,

die süßen. Das eine legte sie sorgsam zu Häupten, das andere zu Füßen. Das Kind kroch unter die Stiege; dort im Winkel neben der Hühnersteige hatte es seine Streu.

O Lieschen, warum bist du kein weißes Kätzchen geworden?

Wenn der Postbote nicht pünktlich am Monatsersten das Pflegegeld brachte, ging die Alte murrend herum und hob gegen Lieschen drohend den Finger:

„O du böses Pflegekind!“

Ging er auch am zweiten Tage mit seiner großen, ledernen Botentasche am Häuschen vorüber, dann spreizte sie grimmig die knochigen Fäuste in die Hüften und fuhr Lieschen an:

„Ungeratenes Kind! Was ist mit dir! Du wirst ja mit jedem Tage böser!“ Und es bekam an dem Tage zur Strafe nichts zu essen.

Kam der Bote auch am dritten Tage nicht, dann fuhr die Alte wie ein Satan in der Stube herum, griff nach Lieschens

Zöpfchen und zog es hin und her wie ein Uhrenpendel:

„Noch nie hab' ich so ein böses Pflegekind gehabt! Und hast du dich bis morgen früh nicht von Grund auf gebessert, dann" — nun kam die größte Drohung — „schicke ich dich in die Stadt zu deiner Mutter Schneiderin heim!"

Bei dieser Drohung wurde es Kleinlieschen immer so wohl und warm. Das wollte es ja. Es sehnte sich ja so sehr nach der Mutter, die es niemals gesehen. Viele Nächte lang sehnte es sich und träumte es unter der Stiege von ihr, und faltete die schwieligen Händchen und betete, nur der Postbote solle kein Geld mehr bringen, damit es endlich heimgeschickt würde. Aber am vierten Morgen kam er immer so gewiß, wie der Tag nach der Nacht und ließ ein bißchen Geld und viel Branntweingeruch in der Stube zurück; dann war vom Heimschicken nicht mehr die Rede.

Aber Kleinlieschens Herzchen schrie nach der Mutter. Es dachte nach, was es recht Böses tun könnte, um heimgeschickt zu werden. Da nahm es ein Holzscheit und hieb damit auf die weißen Kätzchen los. Als das die Alte sah, wurden ihre Augen groß wie Teller und fingen im Kopfe wie Windrädchen zu rollen an. Sie kniff ihre dürren Lippen grausam zusammen, bog Kleinlieschen über das Knie und schlug es mit dem Holzscheit immerzu. Dabei fragte sie immer:

„Wirst du noch einmal die armen Tierlein schlagen..... noch einmal..... die armen, armen Tierlein....“ Denn sie hatte Mitleid mit den Tieren.

Aber so weh die Schläge taten und so hoch die blutigen Striemen schwollen, Lieschen sagte immer:

„Ja.... noch einmal schlag' ich sie.... und noch einmal,“ damit es ja gewiß heimgeschickt werde; denn sein Herzchen schrie nach der Mutter.

Die Alte schlug, bis ihr vor Müdigkeit das Holzscheit aus den Händen fiel. Dann humpelte sie über die Gasse zum Nachbar hinüber, der morgen mit jungen Schweinchen in die Stadt zu Markte fahren wollte. Den bat sie, er möge das Kind mit den Schweinchen auf den Wagen packen. Dann ging die Alte schlafen mit den Kätzchen, den süßen; das eine legte sie sorgsam zu Häupten, das andere zu Füßen.

Lieschen kroch in die Streu unter der Stiege, schlang feste die Ärmchen um das schmutzige Strohkissen und preßte und drückte es inbrünstig an sich; gerade so und noch fester wollte sie morgen Muttern umhalsen und sich auch einmal kosen und streicheln und küssen lassen, wie die weißen Kätzchen der Pflegefrau.

* * *

Der lange, dürre Schneider Ziegenblüh hüpfte fröhlich in der Stube herum. Er hatte

alles, was ein Schneider zu seinem Glücke braucht. Am Tische beim Strickstrumpf saß die Seinige. Sie war wohlgestaltet, voll und üppig und das paßt so einem Schneider. In der Wiege rechter Hand lag ein jähriger, winziger Ziegenblüh, aber so klein er war, er mekerte schon beinahe wie der Vater. Im Gitterbettchen linker Hand lag das fünfjährige Ännchen. Das hatte erst eine schwere Krankheit durchgemacht und war nun wieder im Genesen. Und beide Kinder glichen ihm, dem Vater, aufs Haar. Diese Beruhigung auch noch; und da sollt' ein Schneider nicht hüpfen und fröhlich sein!

„Hab' alles, was ich begehr'," meckerte er in Lust, hob den Kleinen aus der Wiege und schwang ihn feierlich vor seiner Alten auf und nieder:

„Hier hab' ich einen Er!" Dann hüpfte er mit seinen langen Spinnenbeinen an das Gitterbett und hob das genesende Ännchen

heraus: „Hier hab' ich eine Sie..... bin der Glücksschneider Ziegenblüh!"

Und die Schneiderin sah wonnesam von ihrem blauen Strickstrumpf auf, ließ eine Masche fallen und lächelte in Züchten.

Da öffnete sich ein wenig die Tür. Ein Bauer, der mit jungen Schweinchen in die Stadt zu Markte gefahren war, steckte seinen struppigen Kopf herein. Er lugte nach der Frau Meisterin aus, schob dann sachte Kleinlieschen in die Stube und sagte:

„Da hätt' ich so ein' Sach' abzugeben für die Frau Meisterin!"

Dann machte er die Türe wieder zu und ging davon, ohne auf eine Vergütung zu warten.

Nun ließ Frau Meisterin nicht bloß eine Masche, sondern gleich den ganzen Strickstrumpf fallen.

Der Schneider war nicht dumm; ihm ahnte was. Er begann vor Aufregung Daumen und Zeigefinger aneinander zu reiben, als ob er

einen viel zu dicken Faden zum Einfädeln hätte.

„Der Gerechte falle siebenmal des Tages," begann schluchzend die Schneiderin ihre Beichte. Sie sei in einer schwülen Kirchweihsommernacht gefallen.... auf dem Heimwege mit einem Soldaten sei das Malheur passiert.... achtzehn Monate, bevor sie die werte Bekanntschaft des Meisters Ziegenblüh zu machen die Ehre gehabt. Sie habe ihm das Malheurkind verschwiegen, weil sie vom Herrn Meister Ziegenblüh jede, auch die kleinste Unannehmlichkeit fernhalten wollte.

Der Schneider fuhr in der Stube herum wie der Teufel im Weihbrunnkessel und stieß in langgezogenen Tönen höchster Erkenntnis immer nur die Worte hervor:

„So, so... nun geht die Uhr recht.... so, so... so, so..."

Er stellte sich keuchend vor dem kleinen Eindringling auf, wie ein böser Ziegenbock, der zustoßen will, und nagte an der Unter-

lippe, daß sein Geißbärtchen wagrecht stand. Dann drehte er sich auf dem Absatz herum, riß seine Schildkappe vom Nagel, stürzte aus der Stube und schlug die Tür so heftig hinter sich zu, daß Lieschen von dem Winde beinahe umgeblasen wurde.

Es stand an den Pfosten der Stubentür gelehnt und hatte einen Finger in den Mund gesteckt; denn es war todverlegen und brachte kein Wörtlein heraus, weil die Mutter so unfreundlich schaute. Aber endlich faßte Lieschen doch Mut und sagte leise: „Mutter!"

„Du Malheurkind, nenn mich nicht Mutter," fuhr die Schneiderin in die Höhe. „Untersteh dich noch einmal, dann schlag' ich dich tot!"

Sie riß Lieschen den Finger aus dem Munde und schlug es auf die Hand. Dann stieß sie das Kind in die dunkle Küche hinaus zu den Russen und Schwaben.

Und das war nun sehr traurig, wo sich doch Lieschen von der Pflegefrau hatte blutig

schlagen lassen, um zur Mutter heimgeschickt zu werden.

Die glücksstille Schneiderstube widerhallte nun von Streit und Zank.

Der Ziegenblüh saß wild verbissen beim Essen und seine Augen schauten kreuzweise übereinander. Er hatte kaum von der Suppe gekostet, da warf er auch schon den Löffel hin:

„Es ist kein' Ordnung mehr in der Welt..."

Die Meisterin überflog prüfend den Tisch, ob etwa Messer oder Gabel oder das Salzfaß fehle.

„Alles ist verkehrt... es geht nichts mehr der Reihen nach..."

„Nichts mehr der Reihe nach," fuhr die Schneiderin drein: „Stellt man dir vielleicht dein' Mehlspeis' vor der Suppe auf?"

„Ja... ja... die heilig' Schrift hat recht... die ersten werden die letzten sein... nach dem Fünfjährig', nach dem Einjährig' kommt das Siebenjährig'."

Dann flogen seine kreuzweis gestellten

Augen wieder vergleichend zwischen Lieschen im Winkel und der Meisterin hin und her. Bald hingen sie forschend an dem Kinde, dann bohrten sie sich wieder tief in Meisterins Gesicht.

„Kein Gleichnus ist... kein Gleichnus," fing er dann kopfschüttelnd zu brummen an.

Meisterin fragte:

„Und was soll kein Gleichnus sein?"

„Kein Gleichnus... keinen Zug hat es von dir... hm... hm... wem mag es denn nur gleichen... so hat es wohl s e i n e Augen... und s e i n e Nase... war er ein schöner Mann... he... vielleicht von der Garde... he..."

Der lange, dürre Schneider begann vor Eifersucht zu hüpfen:

„Ob er ein schöner Mann war... will ich wissen... wirst reden... he?"

Nun kam sie auch in die Hitze.

„Ja!.." schrie sie ihm in die Ohren. „Ein schöner Mann... kein Schneider!"

Da sprang er auf und begann sie zu würgen und mit der Faust nach ihr zu schlagen.

„Du Laster ... denkst wohl noch an ihn ...“

Dann riß der Glücksschneider Ziegenblüh wieder seine Schildkappe vom Nagel, stürzte aus der Stube und schlug die Tür hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

Die Schneiderin stand da wie begossen und hätte vor Scham und Zorn in die Erde sinken mögen. Nun hatte er sie geschlagen und gewürgt, zum erstenmal seit ihrer Ehe. Nun war es vorbei mit allem Frieden. Sie warf sich hin und begann bitterlich zu weinen.

Kleinlieschen kam aus dem Küchenwinkel herangeschlichen und sagte mit den Augen „Mutter“! Denn mit dem Mund durfte es nicht Mutter sagen.

Aber die Schneiderin hatte nicht acht auf Lieschens Augensprache; sie weinte fort und fort, daß es sie nur so stieß.

Und endlich faßte sich Lieschen ein Herz, zupfte die weinende Schneiderin sachte am Rock und sagte halt doch leise: „Mutter!“

Da fuhr die Schneiderin auf, als hätte sie eine Natter gestochen.

„Hab' ich dir nicht verboten das Muttersagen? Soll der Teufel dein' Mutter sein!"

Hoch auf loderte ihr Zorn. Das Kind war ja an allem schuld.

„Deinetwegen hat er mich geschlagen und gewürgt, du Rabenkind. Wirst noch einmal Mutter sagen?"

Und sie hieb blindlings auf das Malheurkind los. Lieschen krümmte sich unter den Schlägen und beteuerte:

„Nein... Mutter... ich sag's gewiß nicht wieder."

Das Kind verschnappte sich immer.

Die Schneiderin schlug immer ärger zu. Sie riß das Kind an den Haaren, daß ihr ein ganzer Strähn in der Hand blieb. „Wirst noch einmal Mutter sagen?"

„Nein, Mutter, gewiß nimmer!" Immer verschnappte sich das unvorsichtige Kind. Allen Zorn und Scham über ihres Mannes Roheit

schlug die Schneiderin in das Malheurkind hinein. Dann stieß sie es wieder in den Küchenwinkel zu den Russen und Schwaben.

Lieschen rieb sich die Augen, aber es konnte nicht weinen.

Da erwachte gerade das kleine Schneiderprinzeßlein im Gitterbette von einem Schläfchen und seufzte. Im Nu war die Mutter bei ihm, gab ihm gleich einen Löffel voll Himbeersaft und nötigte ihm ein süßes Biskuitchen auf und fing mit ihm an zu kosen und streichelte ihm die dicken Ärmchen und tat so wunderlieb:

„Mein Liebling . . . mein Einziges . . . mein krankes Süßchen . . . und bist du erst ganz gesund, dann sollst du sehen, was ich für dich Sachen und Sächelchen habe!“

Das Malheurkind hatte sich in der Küche auf die Zehenspitzen gestellt, damit es durch das kleine Guckfensterchen in die Stube sehen könne.

Die Mutter holte aus dem Kasten ein neues weißes Röckchen mit roten Maschen; das hatte sie während Lieblings Krankheit, wo

sie Tag und Nacht nicht von seinem Bette gewichen, unter Tränen geschneidert; dann holte sie die neuen seidenweichen Schühchen mit schwarzen Maschen und neue Handschuhlein für die halbe Hand mit grauen, kleinwinzigen Mäschchen, und breitete alles auf dem Bettchen aus, damit das Kind nur sehe, was für Herrlichkeiten seiner beim ersten Ausgang warten. Und das tönerne Sparschweinchen holte die Mutter herbei und ließ die Münzen vor Ännchens Ohren klimpern:

„Da horch . . . kling . . . kling! Während du krank warst, mein Herzchen, haben wir es voll gemacht... schau nur, was das Schweinchen für ein dickes Baucherl hat! Und jetzt gib mir ein Kusserl und dann schlaf wieder, mein Liebling . . ."

„Ach du mein lieber Gott," sagte Lieschen bei sich, während es so in die Stube sah. „Wie träg sich die dicke Schneiderpuppe bei dieser Arbeit stellt . . . wie ein Regenwurm! Bis die nur ihre dicken Ärmchen um Mutters

Hals bringt! Nein, so schwerfällig wär' ich bei derlei Dingen nicht!"

Lieschen wollte gleich die Probe machen. Gesetzt den Fall, der große hölzerne Fleischstock neben dem Herde wäre die Mutter und das Astloch in der Mitte Mutters Mund. Lieschen kniete sich nieder, spitzte gierig seine dünnen Lippen weit vor und begann mit Inbrunst zu kosen und zu küssen.

Fünf- und sechsmal hatte das Malheurkind schon mit seinen mageren Ärmchen den Hackstock umfangen und sieben-, acht-, zehnmal das Astloch geküßt, bis das dicke schläfrige Schneiderkind in der Stube nur endlich sein Mäulchen zu einem fadendünnen Küßchen an Mutters Mund gebracht hatte.

Die Mutter blieb beim Bettchen sitzen, bis ihr Kind eingeschlafen war. Sie wehrte ihm die Fliegen, horchte auf seine Atemzüge, strich ihm die Haare aus der Stirne, fächelte ihm Luft zu, schob ihm das vorgerutschte nackte Ärmchen sorgsam unter die schützende Decke, damit es

ja kein Rheumatismuschen bekomme. Dann schlich sie leise auf den Zehenspitzen hinaus, zur Wohnungsnachbarin hinüber. Ihr Herz war übervoll, sie mußte es jemandem klagen, was ihr heute der Mann getan. Auf dem Wege durch die Küche sah sie das Malheurkind im Winkel kauern. Sie konnte sich nicht helfen, sie mußte im Vorübergehen mit dem Fuße nach ihm stoßen:

„Wenn du nur zutiefst im Wasser lägest, ehvor wird kein Friede mehr!“

„Kann man auch tun,“ dachte sich Lieschen. „Besser zutiefst im Wasser bei den Fischen, als man darf sein' Mutter nicht Mutter heißen. Und wenn einen Bein und Knochen von den Schlägen wie Feuer brennen, ist das Liegen im kühlen Wasser das schlechteste nicht!“

Als die Mutter fort war, ging Lieschen in die Stube und zog Ännchens weißes Kleidchen an, damit es nicht wie ein Bettlerkind im Wasser liegen müsse. Dann schlug es dem tönernen Sparschweinchen den Bauch entzwei

und steckte die Kreuzer zu sich, damit es doch auch ein Geld habe auf dem Wege zum Wasser. Dann ging es fort und gedachte so bald nicht wiederzukommen.

Auf dem Wege zum Wasser kam es an einem Ringelspiel vorüber. Die Mittelachse des Ringelspieles bildete ein riesig langer, dicker hölzerner Chinese. Der drehte sich immer ganz langsam und hölzern wie ein echter Chinese im Kreise, während die Rößlein und Wagen an den äußeren Hebelenden nur so dahinflogen; und so komisch wackelte er mit dem drei Ellen langen Zopf, daß die Leute alle lachen mußten.

Die Stimme des Ausrufers hatte einen Klang, wie wenn man kleine Holzklötzchen in einer Blechbüchse schüttelt:

„Einsteigen, meine Herrschaften . . . Kopf für Kopf zehn Neukreuzer . . . Kinder und Militär vom Feldwebel abwärts zahlen die Hälfte . . . wer keinen Kopf hat, darf ganz umsonst mitfahren!“

Dann scheuchte er wieder die armen Kinder fort, die immer um die Ringelspiele herumstehen:

„Wer kein Geld hat, ist ein Lump . . . husch, husch, ihr kleinen Lumpen! Aber du komm nur immer vor, du kleines Prinzeßchen im weißen Kleide. Du bist brav — du hast Geld . . . steig ein!“

„Laß mich gern noch einmal drehen,“ dachte sich Lieschen und stieg ein. „Im kalten Wasser lieg' ich noch lang genug ruhig!“

Je rasender die Rößlein mit den Kutschen im Kreise flogen, desto mehr freute sich Lieschen. Es begann zu lachen und in die Hände zu patschen und zu jauchzen:

„Ach du mein . . . ist es doch schön!“

Alles wirbelte nur so dahin; nur der hölzerne Chineser drehte sich immer gleich langsam und steif im Kreise und das war ein Spaß. Lieschen erwischte ihn von der Kutsche aus beim Zopf und begann daran wie an einem Glockenstricklein zu zerren.

„Hotte hü . . . du hölzerner Chineser, dreh dich . . . schneller . . . ringsum und um . . .“

Ein wahrer Wonnetaumel erfaßte das Kind. Seine Wangen brannten wie rote Lichtlein. Bald lehnte es sich tief in die Wagenpolster zurück und schloß selig die Augen; dann sprang es wieder auf und ließ sich stehend im Kreise fahren. Das lange Sitzen vertrug nämlich Lieschen nicht, denn die Striemen von Mutters Schlägen brannten wie Feuer.

Dann stieg es wieder aus und wählte sich eine andere Kutsche.

„Jetzt die grüne Kalesche mit den zwei Rappen . . . und jetzt die blaue mit den zwei Fuchsen . . . und jetzt steig' ich gar in die große, goldige Kutsche ein . . . mit den vier weißen Schimmeln dran . . .

Das kostet doppelt so viele Kreuzer, aber es macht nichts; das Sparschweinchen hat nicht umsonst den dicken Bauch gehabt.“

Und die armen Kinder, die immer so traurig um die Ringelspiele herum stehen, weil sie kein

Geld zum Mitfahren haben, schauten Lieschen mit sehnsüchtigen Augen nach. Ein armer Junge in zerrissenen Höschen rief ihr in den Wagen hinein:

„O du Glückskind ... du hast es gut ...“

Da winkte Lieschen ganz vornehm aus der Kutsche und sagte herablassend und leutselig wie ein Prinzenkind:

„Und du hast nichts! So komm halt in 'meine Kutsche herein, du armes Teufelein ... will dich mitfahren lassen!“

Husch! war der blasse Betteljunge neben Lieschen in dem goldigen Wagen.

„Mich auch laß mitfahren, du Glückskind ... mich auch ... mich auch ...“

Vier, fünf Kinder drängten sich an die Kalesche mit den vier Schimmeln und streckten sehnsüchtig bittend die Händchen aus.

„Na ... so kommt halt auch herein ... ihr armen Kinder ...“ sagte Lieschen.

Und die armen Kinderlein stiegen, rot und blaß vor Aufregung und Freude, in den Wagen,

drückten sich enge aneinander und machten sich ganz schmal, damit sie ja nicht mit ihren zerlumpten Kleidern Prinzeßchens weißes Röckchen streiften. Als sich das Ringelspiel mit ihnen zu drehen begann, schrien sie vor Freude: „Juchheirassa“ und rieben vor Lust die bloßen Füßchen aneinander auf und ab, wie die Fliegen beim Zuckernaschen.

Lieschen aber tat recht vornehm, als ob es jeden Tag solche Vergnügungen haben könnte.

„Sag, du Glückskind,“ fragte der blasse Junge. „Warum tust denn du nicht sitzen bleiben . . . immer stehst wieder auf!“

„Weil mir das Sitzen weh tut,“ sagte Lieschen.

„Mir tut das Sitzen auch oft weh, wenn mich der Vater geschlagen hat!“

„Wißt, ihr lieben Kinder,“ erklärte Lieschen und rümpfte gegen das Bürschlein nur verächtlich das Näschen.

„Mein Vater ist so vernarrt in mich! Den ganzen Tag tut er mich auf seinen Knieen

hoppen und schaukeln! Und seine Kniee sind so spitzig . . . wißt ihr, er ist ein Schneider . . . und davon tut es mir weh!"

„Und ein dünnes Zöpfchen hast," meinte ein anderes Kind. Denn Lieschen wurde von den scharfen Kinderaugen um und um gründlich gemustert.

„Und da hast einen kahlen Fleck, wie ein Taler so groß."

An der Stelle hatte die Mutter dem Kinde den Haarsträhn ausgerissen, weil es zu ihr Mutter gesagt hatte.

„Glaub's euch schon," meinte Lieschen, „daß ich einen kahlen Fleck hab'! Die Mutter tut mir immer Haarlöckeln abschneiden! Eines tragt sie wie eine Kette um den Hals . . . eines hat sie in der Geldtasche . . . und eines in der Uhr . . . und eines im Betbuch, und eines unter einem Glassturz auf einem seidenen Kissen neben dem Bett, damit sie immer und überall von mir ein Löckchen zum Anschauen und Küssen hat."

Und die Kinder sahen einander traurig an und sagten:

„Oh, du hast es gut... du Glückskind ...“

Ein anderes Kind hatte inzwischen Lieschens dünne Ärmchen besichtigt.

„O, deine Ärmlein sind voll blauer und brauner Flecke, als ob man dich geschlagen hätt'!“

„Glaub's euch schon,“ sagte Lieschen, „daß ich voll blauer Flecke bin! Weil mich mein Vater und Mutter beim Küssen immer gar so fest drücken! Jede Viertelstunde wechseln sie ab! So haben sie es ausgemacht, damit sie nicht immer in Streit kommen, wer mich zum Küssen haben darf. Wenn mich die Mutter hat und sie läßt mich nach einer Viertelstunde nicht gleich aus, dann fängt gleich schon der Vater mit den Füßen vor Ungeduld zu scharren an und macht ein böses Gesicht. Und wenn mich dann der Vater hat, paßt schon wieder die Mutter . . . mit der Uhr in der Hand, und schiebt heimlich den Zeiger vor, damit die

Viertelstunde geschwinder um ist, denn sie zittert nach mir. So geh' ich den ganzen Tag aus Vaters Hand in Mutters Hand . . . immer heißt's: ‚Lieschen . . . mein Süßchen,' und jedes preßt und drückt mich so fest, daß ich schon einen blauen Fleck neben dem andern hab'! Ich laufe noch einmal davon . . . denn, was zu viel ist, ist zu viel!"

„O du garstiges Kind!" rief der blasse Knabe und schwere Tränen rannen ihm über die Wangen. „Wär' ich froh, wenn ich solch Vater und Mutter hätt'!"

Lieschen horchte hinter sich. Sie hörte von weither das wilde Getobe und Kreischen der Mutter. Sie war schon auf der Suche.

Nun ist es Zeit, dachte sich Lieschen. Es erhob sich und sagte:

„Fahrt ihr nur noch einmal herum, ihr armen Kinder! Ich muß jetzt gehn . . . mir ist, als hört' ich schon wieder Vater und Mutter nach mir weinen und rufen:

‚Lieschen, mein Süßchen!'"

Lieschen hüpfte leichtfüßig aus der goldigen Kalesche und lief, so schnell es laufen konnte, dem Wasser zu.

Hinter ihm her stürmte mit wutverzerrtem Gesicht und wildfunkelnden Augen die Mutter. Sie hatte schon von weitem ihres Ännchens weißes Kleidchen mit der roten Masche erkannt.

Lieschen hörte nicht auf zu laufen, bis es vor dem tiefen Wasser stand. Die Schneiderin war wie eine Furie hinterdrein und schwang wild drohend den Haselstock.

„Tut mir sehr leid, mein lieber Herr Haselstock," dachte sich Lieschen, „aber ich will keine neue Bekanntschaft mehr machen" und krabbelte die senkrecht steil abfallende Böschung des Flusses hinunter.

Knapp vor dem strömenden Wasser blieb es stehen und dachte sich:

„Nun will ich nur noch meiner Mutter zu guter Letzt eine rechte Bosheit antun."

Und als es die Mutter auf der Höhe der Böschung auftauchen sah, rief es hinauf:

„Mutter, da bin ich . . . Mutter . . ."

„Ich will dir schon abgewöhnen das Muttersagen!" brüllte die Schneiderin blaurot im Gesicht und kletterte vorsichtig Schritt für Schritt den Uferdamm herunter.

Lieschen benützte die Zeit und rief aus vollem Halse:

„Mutter . . . Mutter . . . Mutter . . . Mutter . . ."

Es schrie immerzu: „Mutter . . . Mutter!" Bis die Adern schwollen und sich wie kleine Stricke an dem dünnen Hälschen spannten.

Und als die Schneiderin endlich unten war und mit der Faust nach Lieschens Zöpfen greifen wollte, da hüpfte es mit gleichen Füßen frischauf in das tiefe Wasser. Es machte einen Plumps, wie wenn ein Frosch zur Abendzeit vor dem nahenden Wanderer vom Ufer weg in den Teich hüpft.

Lieschen tauchte nicht mehr auf.

Und nun war es, als wäre der Frau Schneiderin niemals beim Nachhausegehen in der Kirchweihnacht ein Malheur passiert.

Die armen Kinder aber kehrten mit geröteten Wangen und glänzenden Augen heim und erzählten, was sie für ein Kind getroffen und wie das Kind glücklich sei. Der blasse Junge im zerlumpten Höschen träumte Nächte lang von dem Glückskind und ging jeden Tag zum Ringelspiel fragen, ob es nicht wieder dagewesen sei; er beschrieb es: ein weißes Kleidchen mit roter Masche habe es angehabt.

Aber niemand, niemand wollte es gesehen haben.

Leben und Sterben

Sein im Brotkampfe der Großstadt früh verblühtes, siechendes Weib wurde ihm auf die Dauer zuwider. Weiberreiz brauchte er wie einen Bissen Brot. Und eines Tages war er nicht mehr da; sie mochte wohl nach ihm rufen, und Straß' auf und nieder alle Bekannten nach ihm fragen — er hatte sich mit einer Jungen, Vollen, Rassigen, die beim Lachen weiße Zähne zeigte, davongemacht, über das große Wasser. Dort wollte er ein neues Leben beginnen, nachdem er das alte wie die Raupe den Balg kurzweg abgestoßen hatte.

An Geld hatte er ihr zwar keinen roten Heller zurückgelassen, aber wenigstens die beiden lieben Kinderlein ließ der Gemütsmensch der Mutter; den sechsjährigen Franzel mit den prachtvollen, großen Grauaugen und schwarzen,

seideglänzenden Wimpern, und das vierjährige, bleichwangigige, ewig nasebohrende Hederl.

Die zwei jungen Geierlein schrien gierig nach Futter; das leib- und seelenkranke Weib konnte nicht genug herbeischaffen. Sämtliche Möbelstücke und Kleiderfetzen, Eßzeug und Kochgeschirr . . . alles war aus der Elendstube unter dem Dache bereits in das Leihamt oder zum Trödeljuden gewandert.

Die Mutter ließ ihre Augen verzweifelt in alle Winkel der leeren Stube gleiten. Es war nichts mehr da. Nur Tür und Fensterstock standen noch. Aber ob etwas da war oder nicht — die jungen, gierigen Geierlein schrien immerdar nach Futter; nur um so lauter noch hallte ihr Geschrei in der rattenkahlen Bude.

Und da hatte die Mutter . . . da hatte sie, um die jungen Mäulchen und Mägen noch einmal voll zu stopfen, irgendwie und irgendwo zugelangt, wo eben etwas zu erlangen war . . . stehlen, glaube ich, nennen das die Leute.

Der Polizeiagent steht vor der Wohnungstüre und klopft und schellt:

„Machen Sie auf, liebe Frau! Geschieht Ihnen nichts! Ich hol' Sie nur in den Arrest ab!“

Die Mutter kauert mit den Kindern im hintersten Winkel der Elendstube auf dem Boden; sie hat Arme und Hände um die aufgezogenen Kniee geschlungen und starrt in verzweifelter Ruhe vor sich hin.

‚Da hat man den Kindern immer vorgesagt: ehrlich bleiben, nicht lügen, nicht stehlen ... und nun soll man da vor den eigenen Kindern ... neben allem Elend auch das noch ... Nein! Das sollen die Kinder nicht erleben.‘

Mutter will nicht öffnen.

Es schellt und klopft immerzu.

Der Franzel hatte sich fest und steif eingebildet, es sei jemand mit guter Botschaft draußen, der Einlaß begehre, und wollte immer zur Türe. Aber Mutter hielt ihn wortlos fest. Das kleine schmächtige, blutleere Hederl saß

munter und guter Dinge neben der Mutter auf dem Boden, eng an sie geschmiegt. Mit dem Zeigefingerchen der linken Hand bohrte es angelegentlich in dem kleinen Rotznäschen herum; die Finger der Rechten hatte es in Mutters Rockfalten eingekrallt. So oft es draußen schellte und pochte, lachte das Kind hell auf und zerrte im Takte an Mutters Rock.

„Gling . . gling . . und . . bum . . . bum . . . tut wieder machen . . . bum . . . bum und gling . . . gling . . .“

Der Agent suchte der Mutter den Mund wässern zu machen:

„Frau, machen Sie auf! Wenn Sie wüßten, wie die neuen Zellen ausgestattet sind . . . Luftheizung . . . elektrische Beleuchtung . . . so schön haben Sie in ihrem Leben noch nicht gewohnt . . . und die Fahrt dahin machen wir im grünen Wagen . . . auf Ehre . . . er steht schon vor dem Tor . . . Also aufgemacht . . . lassen Sie das Glück herein . . .“

Der Franzel wollte sich nicht mehr halten lassen.

„Mutter ... Glück hat er gesagt ... jetzt sperr' ich aber auf ...“

Die Mutter starrte geradeaus vor sich hin und sagte nicht ja, noch nein; aber so wie der Franzel zur Türe wollte, um das Glück hereinzulassen, tappte sie jedesmal nach seinem Arm und zog ihn zurück.

Mutters Seele bebte und zitterte.

Der Franzel verzog das Gesicht, muckte und schnupfte ein Weilchen herum und platzte endlich heulend heraus:

„Mutter ... Glück hat er gesagt ... und schön wohnen ... und in einem grünen Wagen fahren ... und du willst ihn nicht herein lassen ...“

Das bleichwangige Hederl hörte vom grünen Wagen; da wurde es auch ungeduldig und begann stürmisch an Mutters Rock zu zerren:

„Mutter ... Glück einlassen ... Hedi grün' Wagen fahren ...“

Drinnen flehten und flennten die Kinder; draußen pochte der Agent.

Und nun fiel sachte der Tropfen, der Mutters längst schon randvollen Elendbecher zum Überlaufen brachte.

Sie sprang plötzlich vom Boden auf. Eine furchtbare, namenlose Bangigkeit vor der Welt erfaßte sie. Es war ihr, als tobe in der Stube herum eine wilde, reißende Bestie, die mit aufgesperrtem Rachen nach ihr und ihren Kindern schnappen wolle. Mit irren, angstvollen Augen suchte sie nach einem Ausweg für sich und ihre Lieben.

Sie riß in ihrer Todesangst den Franzel an sich und hob ihn auf die Brüstung des offenstehenden Lichthoffensters.

„Franzel . . . da komm . . . schnell . . . im Lichthof unten sind wir sicher . . .“

Sie gab ihm einen Ruck. Der Franzel sauste in die Tiefe. Er hatte nicht einmal Zeit gehabt einen Schrei auszustoßen; nur

angesehen hatte er die Mutter noch mit entsetzten, großen, grauen Augensternen.

Die Mutter umklammerte das bleichwangige, zartknochige Hederl und deckte es schützend mit ihrem Leibe, damit es die anstürmende Bestie nicht erschnappe.

„Mutter . . . was macht . . . Mutter . . .“

„Fortfliegen . . . Hede . . . Engele spielen . . .“

Das Weib flüchtete mit dem Kind im Arm auf das Fensterbrett, als wäre das wilde zähnefletschende Tier hart hinter ihnen her.

Das Kind drückte sein schwindelndes Köpfchen angstvoll an Mutters Brust und rief mit dünnem, hellem Stimmchen:

„Mutter . . . oh . . . Hedi mag nit fliegen . . . nit Engele spielen . . .“

Aber schon flogen Mutter und Kind aus der Welt fort, in den kleinen Lichthof, dem Franzel nach.

Der Polizeiagent paßte noch immer vor der Türe wie eine Katze vor dem Mausloch und klopfte und schellte:

„Also muß ich den Schlosser holen! Muß ich wirklich die vier Stockwerke da hinunter und dann wieder hinauf, und hab' ohnehin keinen Atem! Frau . . . haben Sie denn gar keinen Funken Mitleid mit einem armen, asthmatischen Polizeiagenten?“

Bis schreckensbleich der Hausmeister dahergestürzt kam:

„Was wollen Sie denn? Die Frau ist schon längst unten!“

Das Unglück war kaum geschehen, da kam auch schon der rote Wagen der Rettungsgesellschaft herangerast und stellte sich neben dem grünen Schubwagen auf, der so lange vergebens die Mutter erwartet hatte.

Auch auf arme Leute warten dann und wann Equipagen unter dem Haustor.

Der Rettungsarzt prüfte und sichtete mit kundigem Blick alles, was er in dem kleinen Lichthofe vorfand. Die Körperchen der beiden Kinder ließ er in die Totenkammer schaffen; sie waren der zähnefletschenden Bestie Welt

glücklich entronnen. Aber mit der Mutter mußte der Rettungswagen in rasendem Tempo dem Krankenhause zufahren; denn in ihr hatte der Doktor noch Leben entdeckt.

*

Der Professor stellte im Beisein der Ärzte den Grad und die Zahl der Verletzungen fest, welche die Mutter bei dem Sturze erlitten hatte:

Schädelbasisbruch ... Lungenimpression ... Leberverletzung ... u. s. w. ... u. s. w. Gemeine Rippen- und Knochenbrüche, soviel man nur wollte ...

„Meine Herren! Die Verletzungen sind furchtbar ... aber es ist noch Leben in ihr! Also herbei, herbei ... helfen Sie ... laufen Sie ... machen Sie sich nützlich ...“

Hei, wie da die Ärzte flogen und sich hilfreich bemühten! Da wurde desinfiziert und gewaschen ... gefascht und verbunden ... verklebt und vernäht ... ach, wie viele Hände regten sich; wie viele schlaflose Nächte wurden geopfert; welche Summe chirurgischer Geschick-

lichkeit und Tüchtigkeit wurde aufgewendet, um das teure Leben zu erhalten . . . Der Professor inzidierte, injizierte, trepanierte, ligierte . . . er dachte kaum an Schlaf und Essen; das schöne Wort: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, war in ihm zu Fleisch und Blut geworden.

*

Viele Wochen lang hing das Leben der Kranken an einem Zwirnfaden. Hundertmal hatte der Tod nach der Frau die Hand ausgestreckt; unter dem Bette hervor langte er nach ihr; unter Professors Achsel hindurch und darüber hinweg griff er grinsend nach dem Weibe; aber der Professor ließ sie nicht her. Er schlug mit seinen Skalpellen nach dem dürren Bruder und vertrieb ihn mit Jodoformgestank. Es war ein langes Ringen und Kämpfen. — — —

Endlich begann der Professor leise, leise zu hoffen.

„Wenn diese und jene Komplikation nicht

eintreten würde . . . aber sie tritt sicher ein . . . ich sage nur, wenn es n i c h t der Fall wäre . . . dann bestünde die eventuelle Möglichkeit, sie durchzubringen!"

Mit solcher Reserve stellte er die erste Prognose. Aber im Laufe weiterer Wochen ward er immer zuversichtlicher. Mit dieser Frau hatte er schon einmal ein rechtes Glück. Keine Komplikation, auch nicht das kleinste unangenehme Zwischenfällchen trat ein; alles heilte per primam, alles ging wie am Schnürchen. Da war es wirklich einmal ein Vergnügen, Arzt zu sein.

Eines Tages kam der Professor zur Kranken, untersuchte sie nach allen Seiten, nickte immerzu befriedigt und schmunzelte still vergnügt in sich hinein. Dann setzte er sich vertraulich zu ihr auf den Bettrand, strich ihr milde lächelnd das Haar aus der Stirne und atmete erlöst auf.

„Liebe, gute Frau . . . Sie haben mir viel Sorge und Kummer bereitet . . . aber jetzt,

Gott sei Dank, gehören Sie wieder dem Leben."

Die Mutter phantasierte im Genesungsfieber immer von den Kindern.

„Laßt mich zu den Kindern heim . . . habt ihr gehört . . . heim will ich. Zu Franzel und Hedi! Wenn mir auch alles im Kopf umgeht wie ein Mühlenrad . . . aber das weiß ich . . . Mutter und Kinder gehören zueinander . . . was eine Mutter ist, soll man nicht von den Kindern reißen . . . hört ihr . . . ihr grausamen Leute . . . laßt mich zu Franzel und Hedi heim . . ."

Bis endlich mit der fortschreitenden Genesung auch das Erinnerungsvermögen langsam wiederkehrte. Nach und nach erfuhr die Mutter alles . . . die ganze, furchtbare blutrote Wahrheit.

Man hatte ihr das Schicksal der Kinder solange als möglich verheimlichen wollen. Aber es ging wirklich nicht länger. Denn der große

Krankensaal faßte Raum für zwanzig Frauen und sämtliche Betten waren besetzt.

*

Die Mutter saß auf dem Bettrand. Sie war rings umgeben von Blumen, Obstkörbchen, Backwerk und Süßigkeiten. Der Professor, die Assistenten, ja ganz fremde Leute, die unter gewöhnlichen Umständen niemals daran gedacht hätten, einer armen Frau solche Präsente zu machen, hatten, von ihrem Schicksal gerührt, zum Abschied Gaben gespendet; denn die Mutter sollte heute, nachdem sie viele Monate im Krankenhause zugebracht, geheilt entlassen werden. Die Polizei war bereits verständigt.

Aber die Frau aß nicht von den guten Sachen; sie sah nicht die vielfarbigen Blumen und roch nicht ihren Duft. Sie hielt ihre Blicke immer krampfhaft auf eine Stelle des Fußbodens gerichtet und schlürfte mit den Schuhsohlen darüber hin und her, als wollte sie Spuren verwischen.

Sie sah da immer zwei Blutflecken, einen größeren, dunkelroten, und einen kleineren, blassen, rosenroten; und die wollten nicht von den Dielen verschwinden, so eifrig sie auch mit den Füßen darüber schlürfte und fegte.

Der Professor kam auf seinem Visitengang mit den jungen Praktikanten und Schülern zum Bette der Mutter.

„Hier, meine Herren . . . diese Frau ist gewissermaßen mein Renommierfall!“

Er streifte mit ein paar flüchtigen, beiseite gesprochenen Worten die Krankheitsursache und fuhr dann laut fort:

„Patientin wurde in einem jammervollen Zustande auf meine Abteilung gebracht . . . die gebrochenen Knochen standen ringsum auf wie Stoppeln auf einem Ackerfeld . . . hätte es nie für möglich gehalten, daß jemand mit derartigen Verletzungen noch aufkommen könne . . . na, schauen Sie die Frau jetzt an! Ein Triumph der modernen Chirurgie! Der rechte Arm zum Beispiel war dreimal

gebrochen! Und jetzt passen Sie mal auf, meine Herren! Liebe, gute Frau . . . heben Sie den Arm . . . ja? Recht so!"

Die jungen Mediziner konnten nicht genug staunen über die Beweglichkeit des Armes und die glänzend verheilten Bruchstellen.

„Der Unterkiefer war zweimal frakturiert . . . Splitterbruch, wohlgemerkt," fuhr der Professor fort: „Und nun passen Sie mal auf, meine Herren! Liebe, gute Frau . . . öffnen Sie den Mund! — So! Brav! — Und jetzt beißen Sie die Zähne fest aufeinander! Gut!"

So demonstrierte der Professor unter dem riesigen Beifall der Hörer den glatt verheilten Kieferbruch und noch einen ganzen Rattenkönig anderer Brüche und Verletzungen, deren Heilung der chirurgischen Wissenschaft alle Ehre macht.

Die Frau saß auf dem Bettrande und gehorchte wie ein Automat. Sie ließ an ihrem kunstvoll zusammengeflickten Körper herumtasten und herumdemonstrieren, soviel man

wollte. Nur die Stellung ihrer Füße wollte sie nicht verrücken lassen. Da mochte ihr der Professor noch so lieb und gut zureden — die Füße hielt sie krampfhaft auf die Stelle des Fußbodens gepreßt, wo sie immer die beiden Blutflecken sah. Diese Stelle verbarg und deckte sie ängstlich mit ihren Sohlen. Ihrer Kinder Blut sollte niemand sehen.

Sie konnte es kaum erwarten, bis der Professor mit dem Hörerschwarm weiter ging.

Ein junger Mediziner raunte seinem Kollegen ins Ohr:

„Hör' mir auf mit den Internisten, den Alleswissern! Kommen mir vor, wie die Droschkenkutscher. Die wissen auch alles zu benennen . . . jede Straße, jedes Gäßchen, jedes Haus, jede Hausnummer . . . nur die Hauptsache wissen sie nicht . . . was in den Häusern drinnen vorgeht . . . ganz wie die Internen! — Aber Chirurgie . . . Hut ab! Das nenn' ich Wissenschaft . . . Diese Frau zum Beispiel . . . Mensch, das ist eine

Wunderleistung! Wenn ich Professor wär' ... mit der Patientin würd' ich reisen!"

Als der Professor fort war, tauchte die Mutter ihr Taschentuch in das Wasserglas auf dem Nachtkästchen und sah sich heimlich nach allen Seiten um. Als sie sich unbeobachtet glaubte, bückte sie sich hastig auf den Boden nieder und begann mit dem nassen Tuche die Dielen zu scheuern. Sie rieb und scharrte mit den Nägeln die roten Stellen, sie rieb und kratzte, daß ihr der Schweiß aus allen Poren brach.

Aber o Himmel ... die beiden Flecken wollen nicht verschwinden ... sie sind noch immer da ... der dunkelrote, und der kleine blasse rosenrote ...

Wie die Mutter so rieb und scheuerte, spürte sie plötzlich an ihrem Rocke etwas krabbeln; als ob sich kleine Fingerchen daran festhalten und einkrallen wollten; und ein fadendünnes Stimmchen hörte sie hinter sich leise klagen und wimmern:

„Mutter . . . oh . . . Hedi mag nit fliegen . . . nit Engele spielen . . .“

Die Mutter sprang vom Boden auf und horchte und schaute hinter sich.

Sah sie zu Häupten des Bettes den Franzel stehen, wie er sehnsüchtig mit großen, grauen Augen nach den Obstkörbchen und Süßigkeiten schaute.

Da packte die Mutter ein Grauen. Sie floh wie gehetzt aus dem Saale. Über Korridore und Gänge lief sie, durch Höfe und Gärten . . . . durch Gassen und Straßen der Großstadt . . über weite Plätze hin . . .

Vor ihr her lief der Franzel; und neben ihr, hart an Mutters Lende geschmiegt trippelte das klein ausschreitende Heberl; es hatte die Fingerlein fest in ihren Rock verkrallt, damit es im Straßengewirre die Mutter nicht verlöre.

Dort glänzt schon der Strom. Lauf . . . lauf zu, Mutter . . . du hast nicht mehr

weit . . . lauf . . . das Wasser wird dich erlösen von aller Qual . . .

Als die Mutter in die Nähe der Brücke kam, stand der flinkbeinige Franzel schon dort und wartete; als die Mutter die Brücke erreicht hatte, stand er bereits sprungbereit auf dem Geländer und winkte ihr mit den Augen; und als sich die Mutter endlich in Erlösungssehnsucht mühsam auf das Geländer geschwungen hatte — denn bleischwer hing klein Hedi ihr am Rock — da hatte der Franzel schon den Sprung gewagt; aber er war verkehrt gesprungen, das Gesicht der Mutter zugewendet; so brauchte er seine großen grauen Augen auch während des Sturzes nicht von ihr zu lassen.

*

Der Wachmann Nr. 335, ein junger, blühender, blondbärtiger Riese stand keine zwanzig Schritte weiter unten auf Posten.

Er sah die Frau von der Brücke in das Wasser springen. Rasch lief er die Uferböschung entlang und spähte hilfsbereit nach einer Rettungszille aus. Selbstverständlich war weit und breit keine zu sehen. Mit den Rettungszillen ist es wie mit den Wachleuten: es gibt deren im Überfluß; aber wenn man sie dringend benötiget, sind sie nicht da.

Dort treibt die Mutter schon gegen die Mitte des Stromes. Wie sie die Arme ringt. Es war dem Wachmann, als hörte er sie um Hilfe rufen. Das ging ihm an das Herz. Einen Augenblick überlegte er. Man hat auch sein Weib und ein jung' Kind zu Haus . . . aber es geht um seines Nächsten Leben, und wer ein braver Mann ist, besinnt sich nicht lange. Er warf den Rock von sich, schlüpfte hurtig aus den hohen, schweren Lederstiefeln und sprang der Frau nach in die kalte Flut. Mit kraftvollen Armschlägen teilte er das schmutzige Wasser und pustete mit vollen Backen die Luft vor sich her, um sich Nase und Mund

frei zu halten. Zeitweilig sah man von ihm kaum mehr als den Helm, dessen blanke Spitze auf dem Wasserspiegel leuchtete.

Am Ufer und auf der Brücke sammeln sich rasch die Leute an. Kopf an Kopf drängen sie sich und sehen aufgeregt dem Schauspiel zu. Machen dabei ihre Bemerkungen:

‚Der schwimmt ja wie ein Neufundländer-hund auf sie zu . . . jetzt ist er bei ihr . . . hat schon nach ihr gelangt . . .‘

‚Er hat sie schon . . . er hat sie . . .‘ ging es durch die Reihen.

Einer stieß seinen Nachbar an:

‚Mit Verlaub, ich seh' schlecht . . . ist's eine Junge oder eine Alte?‘

Eine neue Bewegung geht durch die Menge:

‚Sie ist ihm wieder auskommen . . . die wehrt sich gar . . . aber er gibt nicht nach . . . der ist stark wie ein Bär . . . hat sie schon wieder . . . bei den Haaren hat er sie . . . jetzt kommt sie ihm nimmer aus . . .‘

Eine Schar halbwüchsiger Jungen schrie

und Stiefel an . . . und dann heim mit Ihnen ins warme Bett! Verstanden!"

Im Nu war des 335ers Bluse zur Stelle. Vier Damen leiteten die herkulischen Arme des Wachmanns sorgsam, zart, als wären sie gebrechliches Zuckerwerk, in die Ärmel.

„So! Und jetzt noch die Stiefel. Die Stiefel . . . wo sind die Stiefel . . ."

Hundert geschäftige, hilfbereite Menschen suchten eifrig das Ufer ab nach Wachmanns Stiefeln.

Da schob sich ein schlichter Mann aus dem Volke vor und berichtete:

„Vor fünf Minuten hab' ich bei der Brücke droben so einen polizeiwidrigen barfüßigen Kerl in hohe Stiefel schliefen sehen! Auf eins, zwei war er in den Stiefeln, und auf drei in der nächsten Seitengasse!"

Da begannen die vorne Stehenden zu kichern; andere fragten:

„Was ist . . . was gibt es zu lachen?"

„Man hat dem Wachmann die Stiefel

gestohlen,“ ging es von Mund zu Munde. Die Heiterkeit wuchs. An allen Ecken und Enden begann es zu kichern. Einer steckte den andern an. Lachsalven flogen auf. Und als nun gar der Wachmann in steigendem Ärger und stotternd vor Kälte immerfort nach seinen Stiefeln rief, da gab es kein Halten mehr. Die Menge brüllte vor Lust und Behagen. Böse Witzworte fielen. Man stichelte und witzelte, foppte und verhöhnte den Hüter der öffentlichen Ordnung, der sich seine Stiefel stehlen ließ.

Schade, daß der Gauner, der sie ihm gestohlen, nicht zur Stelle war. Der wäre jetzt der Menge Held gewesen.

Der von Frostschauern geschüttelte Wachmann mußte zum endlosen Gaudium der Leute in den Strumpfsocken über die Straße laufen und sich in die nächste Droschke flüchten.

Hinter dem Wagen her johlte noch lange der Pöbel.

Der Rettungsarzt und seine Gehilfen

bemühten sich unterdes eindringlich um das anscheinend leblose Weib. Es wurde fieberhaft gearbeitet. Man hatte ihren Kopf tief gelagert, machte ihr den Mund und die oberen Luftwege frei; man massierte ihren Körper kunstgerecht von unten und oben nach dem Herzen zu, man kitzelte ihr die Fußsohlen und Handteller, um die Haut zu reizen; man leitete die künstliche Atmung ein; nichts wurde unversucht gelassen, um den erlöschenden Lebensfunken wieder anzufachen . . .

Gott sei Dank . . . endlich! Der Körper reagiert . . .

Der Arzt wischt sich den Schweiß von der Stirne und atmet erlöst auf: „Gerettet!"

Die Arme wird sorgsam in wollene Decken gepackt und vorsichtig in den Wagen gehoben. Der Arzt und seine Gehilfen springen fix nach. Der Kutscher haut auf die Pferde ein. Das Pfeifchen schrillt. Der Rettungswagen rollt in rasendem Tempo durch Gassen und Straßen der Großstadt.

Die übermenschliche Anstrengung im kalten Wasser war selbst für den riesenstarken 335er zu viel gewesen. Er lag mit entzündeten Lungen sterbenskrank daheim, gepflegt und gewartet von seinem jungen, jammernden Weibe. Das Fieber raste wie ein verheerender Wildbach durch den herkulischen Körper; es warf ihn auf dem Lager hoch auf und schüttelte ihn, daß die Bettstatt krachte. Seine fieberglänzenden, blauen Augen starrten immer und immer wieder in den Stubenwinkel. Dort sah er in seinem Fieberwahn den Tod in Gestalt eines Tigers auf dem Boden liegen und mit tückischen gelben Katzenaugen zu sich herüber blinzeln.

Der vielbeschäftigte Kassenarzt kam, sah, schrieb und ging; das Weib eilte ihm immer bis zur Stiege nach; wenn sie dann nach einer Weile wieder leise in das Zimmer geschlichen kam, waren ihre Augen noch viel verweinter, als früher.

„Was flennst . . ich sterben? Meinst,

ich hab schon die Reisestiefel an? Dummes Weib!" So tröstete sie der Todkranke in lichten Augenblicken. „Keine Minute hab' ich mir's besonnen, meines Nächsten Leben zu retten . . . und zum Dank dafür soll meines hin sein? Dummes Weib . . . 'vor so was geschieht . . . da kugelt ehender Himmel und Welt durcheinander!"

Er reckte die fieberheißen Hände gen Himmel empor: „Will's Gott, gilt's Gott . . . es gibt noch eine Gerechtigkeit!"

Dann irrten seine Augen wieder in den Stubenwinkel, wo er Tag und Nacht den Tiger auf der Lauer liegen sah:

„Glotz' nur her . . verfluchte Tigerkatz' . . . du wirst mich nicht fassen . . . denn will's Gott, gilt's Gott . . . es gibt noch eine Gerechtigkeit . . ."

Er wurde immer kränker. Der Doktor gab keine Hoffnung mehr. Er möge sein' Sach' mit Gott in Ordnung bringen, ließ er ihm durch das Weib sagen.

Aber der Wachmann wollte nichts davon wissen.

„Und so wahr ich auf die ewig' Seligkeit hoff' . . . und so wahr ich in Sünden bin . . . aber jetzt brauch' ich mit Gott noch kein' Ordnung zu machen . . . ich kann und ich kann ja nit sterben . . . und ehender bricht Welt und Himmel ein! Will's Gott, gilt's Gott . . . es gibt noch eine Gerechtigkeit . . ."

Der Tiger im Winkel erhob sich und schlich sich mit weichen Pfoten von der Ecke gegen die Mitte des Zimmers. Dort legte er sich wieder auf die Lauer und blinzelte mit seinen gelben Katzenaugen zum Bett hinüber.

„Blinzel nur her . . . verfluchter Tigerhund," phantasierte der Wachmann und reckte drohend seine riesige Faust. „Du wirst mich nicht fassen."

Das Weib schluchzte laut.

„Weib und Kind . . . haltet ruhig! Mir kann und kann nichts geschehen . . . denn will's Gott, gilt's Gott . . . es gibt noch eine Gerechtigkeit."

Der Tiger erhob sich und schlich leise näher. Knapp vor dem Bette duckte er sich zum Sprunge nieder. Seine Schnauze berührte den Bettrand; sein glühender Atem streifte den Kranken.

Das trostlose Weib zündete die Sterbekerze an.

Der kranke Riese keuchte und atmete schwer. Große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn.

Aber er starrte dem Tiger furchtlos in die glühenden Augen:

„Spring' mich an, wenn du kannst . . ." lallte er. „Du faßt mich nicht . . . und ehender kugelt Himmel und Welt durcheinander!"

Der Tiger sprang auf. Mit einem Satze war er auf dem Bette und warf sich über ihn her. Der Wachmann keuchte; seine riesenstarken Arme schlugen in der Luft herum; er wehrte sich verzweifelt um sein Leben. Er hackte die Fäuste in den Strohsack und ver-

spreizte sich in der Bettstatt. Er schüttelte und krümmte sich und warf sich hin und her, um den Tiger abzuschütteln. Aber der ließ ihn nicht los. Er lag wie Stein auf seiner Brust und drückte immer schwerer.

Es half nichts. Der 335er mußte sich geben. Die riesigen Arme begannen sich zu lösen; die Schläfen brachen ihm ein und der gewaltige Brustkorb wollte sich nimmer heben.

In finsterer Todesruhe lag er auf dem Strohsack, mit Gott und dem Schicksal unversöhnt. Sein brechendes stahlhartes Blauauge irrte Gerechtigkeit suchend von der Welt weg ins Jenseits.

Aber Himmel und Erde fielen nicht durcheinander. Die Natur lag in tiefem Frieden. Draußen grünte und blühte es; die Luft war gar weich und lind und helle schien die Sonne.

*

Als man die Mutter wieder mit großer Mühe zum Leben und Elend erweckt hatte, begann sie zu toben und zu schreien:

„Wo ist der Hund, der mich hat aus dem Wasser gefischt? Gebt ihn her ... ich möcht' ihm zahlen ..."

Sie schlug herum, biß und kratzte und wälzte sich auf dem Boden. „Ihr Schinder ... ihr Marterknechte ..."

Vier Männer wurden ihrer kaum Herr.

Man führte sie treppauf und -ab durch finstere Gänge und lange Spitalskorridore in die Tobsuchtszelle.

Vor ihr her lief wieder der flinkbeinige Franzel. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und wartete, um die Mutter nicht aus den Augen zu verlieren. Er lief wohl auch wie ein braves Hündchen gar ein Stück Weges zurück, um ihr nahe zu bleiben. Hart an Mutters Seite trippelte das klein ausschreitende Hederl. Es hatte die Fingerlein fest in ihren Rock verkrallt, damit es in den finstern Gängen die Mutter nicht verlöre.

Als die Mutter mit klein Hedi am Rockschoß durch die Türe der Zelle schritt, hatte es

sich Franzel darin bereits bequem gemacht. Er kauerte in der Ecke auf dem Boden und winkte mit großen, grauen Augen der eintretenden Mutter zu.

Das gepeinigte Weib wollte mit dem Kopf an die Mauer rennen, um vor den verfolgenden Kindern Ruhe zu finden, aber die Wände der Zelle waren mit weichen Matratzen gepolstert. Sie versuchte in ihrer Gewissenspein sich an ihren eigenen Haarsträhnen zu erwürgen, aber der diensthabende Arzt und Wärter hatten gute acht; man schnitt ihr die Zöpfe ab und legte ihr überdies noch die Zwangsjacke an, damit die arme Frau ja nicht etwa an ihrem teuren Leben zu Schaden käme.

So mußte die Mutter Tag und Nacht in der Zelle sitzen. Rechterhand neben ihr saß der Franzel und starrte mit großen, grauen Augen unverwandt nach ihr. An ihrem Rockschoße spürte sie immerfort Hedis kleine Fingerlein krabbeln; und ganze Nächte lang hörte

sie das mühselige Kind mit dünnem Stimmchen herzbrechend klagen und wimmern:

„Mutter, oh . . . Hedi mag nit fliegen . . . nit Engele spielen . . .“

Aber die Mutter der Schmerzen konnte sich nicht rühren und wehren; sie stack in der Zwangsjacke und mußte es leiden. —

In ungestillter, verzehrender Todessehnsucht schrie sie auf:

„Neunmal verflucht sei der Hund, der mich hat aus dem Wasser gefischt! Gott straf' ihn . . . er soll kein' Seligkeit finden!“

Ende.

lassen. Sondern darum: Ob das Ganze als Kunstwerk zu betrachten ist (nicht als Machwerk zur Verbreitung von Unzüchtigen). Die Antwort ist ein zweifelloses Ja. Damit muß die Entscheidung des Prozesses gegeben sein. Kommt er zustande, dann ist der Verfasserin (nach dieser sechsten Auflage) die fünfundzwanzigste verbürgt. Sie hat Glück, daß sie — schon vorher gelesen — nun eintritt in die Reihe der vordersten Bekanntheiten unserer Literatur. Dem beamteten untersuchenden Cato hinwiederum sei gesagt: Solche Prozesse haben bekanntlich stets einen Mißerfolg für den Staat oder den Anwalt des Staates, der sie macht. Man kann zuletzt doch nicht die deutsche Übertragung der Rousseauschen Bekenntnisse verbieten, auch nicht den Dekamerone, und die Lucinde ist für zwanzig Pfennig zu haben. Keine Darstellung aber mit Kunstmitteln kann so verführend wirken wie Dinge, die jeder jeden Tag sehen kann. Mein Lieblingsargument ist das blonde Mädel mit wehendem Haar, das über die Straße rennt, die Röcke zusammengerafft. Der Staat müßte solche blonde junge Mädel verbieten, die zum Bäcker laufen. Eher hören Regungen und Empfindungen nicht auf, die schon unsere gottverdammten Väter gehabt, — da sie unsere Väter geworden sind. Schwieriger Fall! Wenn der Gerichtshof diesmal verdonnert, so wird Norddeutschlands oberste Klasse, die vor „Nixchen" geschützt werden sollte, doch wieder in der Verfasserin getroffen, — als welche nicht die Tochter eines Feldwebels ist, sondern eines lebenden preußischen Oberstleutnants. Alfred Kerr.

„Hamburger Nachrichten": Einen Beitrag zur Psychologie nennt Hans von Kahlenberg den höchst amüsanten Briefwechsel, den ein Realist und ein Idealist miteinander unterhalten; in diesem von souveräner Menschenkenntnis diktierten Briefwechsel, in dem das mitleidlose Wissen eines blendenden Geistes aufblitzt in prachtvollem Feuerwerk, handelt es sich um ein ebenso perfides und lüsternes wie nettes, kleines Mädchen, das zwischen den beiden Briefschreibern steht. Dem einen, dem Realisten, den es so sehr liebt, weil er so verdorben und so „unmoralisch" ist und „alles" so genau kennt, erscheint dieses Berliner Geheimrats-

töchterchen als „Nixchen", als ein herzloses, niederträchtig süßes Geschöpfchen. „Nixchen," das Wort charakterisiert das ganze Genre, lüstern, spitzbübisch, zur Liebe geschaffen. Der Fischschwanz, Eiskalt — trotz aller Liebesbeteuerungen. Immer kleine Dame, „so sauber weiß und duftig das ganze zerbrechliche feine Dingelchen." „Nixchen" weiß alles, weiß mehr als ihr Freund, der frivole Seelenvergifter, der unmoralische Liebes- und Lebenskämpfer Herbert Gröndahl. „Es entrollt sich vor mir eine ganze soziale Unterschicht," — schreibt er seinem idealistischen Freunde — „eine Unterschicht, von der wir keine Ahnung haben, eine Haremswelt, weiße Pensionatsbettchen, in denen man sehr dicht aneinander schläft, Dienstboten-Geschichten, am Schlüsselloch Erlauschtes, eine spielerische, knabbernde Lüsternheit an Büchern und Eindrücken. Selbst dieser Welt hat etwas Verstocktes, Kicherndes, Heimtückisches, ein Humor von Hinterhof und Watteauboudoir." Ein anderesmal vergleicht der realistische Freund die kleine, blinkende Canaille mit den Biergläsern des modernen Kunstgewerbes, mit den schillernden, flimmernden Lilienkelchen und Tulpen, in denen es violett, grün, gold und in allen andern Farben leuchtet, in denen Äderchen und Nerven spielen, die in der Sonne spiegeln. „Und teuer sind die Dinger, teuer!" An den klugen Herbert Gröndahl, der die Dinge beim rechten Namen nennt und die Welt sieht, wie sie ist, schreibt nun ein unverbesserlicher Idealist, der gute Cousin von Wustrow, Briefe, in denen sich seine unerfahrene, getäuschte und naive Kinderseele ergießt. Er schwärmt da von einem entzückenden Mädchen, einem Engel, in alle Wunder süßer und seelischer Jungfräulichkeit gehüllt; vor diesem Mädchen, seiner Braut, liegt er auf den Knieen, wie vor einem Mysterium der Natur, wie vor einer Königin. Der Reiz von der Nixchengeschichte ist nun der, daß dieses Wesen, das höheren Welten zu entstammen scheint, eben jenes niederträchtige Nixchen ist, das Gröndahl seinem Freunde Achim so unverblümt schildert. In ihren Briefen stichelt sich die Doppelnatur dieses halb elbischen Wesens. Der eine sieht in ihr nur die Nixe, den Fischschwanz, der andere, dem lediglich die konventionelle Resultate des modernen Erziehungs-

systems entgegentritt, vertieft diesen Salontypus der tadellosen „jungen Dame“ zu einem Symbol. Er glaubt die Natur selbst in Händen zu haben, wo ein elendes Surrogat ihn täuscht. Hans von Kahlenberg hat das Nixchen-Problem mit erstaunlicher Virtuosität gelöst. Es weht ein ganz eigener Humor aus diesen Briefen, der Hauch eines Skeptizismus zittert über dem Stil und der hohen Darstellungskunst der jungen Dame, die sich hinter jenem so schnell berühmt gewordenen Pseudonym verbirgt. Diese Briefe sind schlechthin Meisterstücke. Man würde unrecht tun, sie jungen Mädchen in die Hand zu geben. Aber ein Menschenkenner, ein literarischer Feinschmecker, der einen diskreten Austerngeschmack zu schätzen weiß, wird ihnen einen intensiven Genuß danken, starke Reize abgewinnen.

Arthur Schnitzler: Reigen.

20.—25. Tausend.

Zehn Dialoge. — Preis M. 3.50, geb. M. 5.—.

„Frankfurter Zeitung:“ „Lucians Hetärengespräche sind bekannt und berühmt. In Schnitzlers „Reigen“ besitzen wir etwas Ähnliches, eine Psychologie des Geschlechtslebens, die sich an Offenherzigkeit und geistiger Freiheit, aber auch an künstlerischer Feinheit mit Lucian messen kann . . .“

„Bühne und Welt:“ Arthur Schnitzler hat in seinem Reigen das gewagteste Buch unserer heutigen deutschen Literatur und dennoch eine der keuschesten Dichtungen geschaffen, deren ein blutvoller Künstler fähig ist.

M. G. Conrad schreibt über dieses Buch: Eine Serie erschütternder Blicke ins Kaleidoskop der Alltagsliebe. Und daß sich das als Reigen vollzieht über die ganze soziale Rangabstufung hinweg, gibt diesen mit unerhört raffinierter naturalistischer Technik ausgearbeiteten Szenen ihren höllischen Humor.

„Die Zeit:“ „Schnitzler führt bekanntlich in diesen ebenso kühnen wie geistvollen Dialogen eine Reihe unehelicher und ehelicher Sentiments, Ekstasen der Liebe und ihre wechselvollen Reaktionen zwischen zehn Per-

sonen vor. Es braucht schon das ganze artistische Raffinement, die sichere Gestaltungskraft und die feine Grazie „im Unanständigen" eines Schnitzler, um auf diesem schlüpfrigen Boden nicht zu entgleisen und die höchst eindeutigen Situationen nicht ins Laszive, nicht in das beliebte Milieu: „Nur für Herren" zu vergröbern. Man muß es aufrichtig bewundern, mit welcher Feinheit des Geschmackes Arthur Schnitzler hier die größten Kühnheiten ausspricht, wie er die verborgensten Regungen im Geschlechtskampf auszuspüren weiß."

„Neue Deutsche Rundschau," Berlin. Das Buch enthält Szenen. Jede zwischen einer Frau und einem Mann. Jedesmal mittendrin eine Zeile von Gedankenstrichen. Das erste Paar im Reigen ist eine Dirne und ein Soldat. Hiernach kommt der Soldat und ein Stubenmädchen. Hiernach dieses Stubenmädchen und ein junger Herr. Hiernach dieser junge Herr und eine junge Frau. Hiernach diese junge Frau und ihr Ehemann. Hiernach dieser Ehemann und ein süßes Mädel. Hiernach dieses süße Mädel und ein Dichter. Hiernach dieser Dichter und eine Schauspielerin. Hiernach diese Schauspielerin und ein Graf. Hiernach dieser Graf und jene Dirne. Also der Ring ist geschlossen. — Ein wundervolles Buch. Sein Wert liegt in den Lebensaspekten und der komischen Gestaltung. Die komische Kraft ist ein neuer Zug an Schnitzler. Er hat eine Schauspielerin auf zwei ..... gestellt, deren Wesen in dunklen Situationen erschütternd wirkt. Er gibt einen kostbaren Poeten, der sich pseudonym Biebitz nennt und das süße Mädel als Unterlage für Betrachtungen ansieht. Man schreit beim Lesen. — Es ist ein kleiner Dekameron unserer Tage.

Rudolf Lothar im „Prager Tagblatt:" Schnitzlers Buch ist einzig in seiner Art, ja klassisch in seiner Art. Eines ist aber sicher: Es ist keine Lektüre für unreife Menschen, es ist ein Buch für sehr Erwachsene. Es gibt Stellen in seinem Buche, wo man lacht, bis einem die Tränen kommen, Stellen von unbändigster Komik, denn nie ist ein Mensch komischer als im Balzgesang und -tanz.

„Münchner Neueste Nachrichten": „Es ist das Buch der Saison, das Schnitzler geschrieben hat. Es

ist ein charmantes Werk, voll Anmut und Grazie . . . Das scheint schon ein gewichtiges Lob und doch erklärt es noch nicht, warum diesen zehn Dialogen ein Massenerfolg beschieden war. „Reigen" ist ein gewagtes, ein „frivoles" Buch und sein Erfolg ist ein Pikanterie-Erfolg. Damit soll beileibe nicht der Dichter getadelt werden, sondern das Publikum. Die künstlerischen Qualitäten der Gespräche haben mit dem Aufsehen, das sie erregen, nichts zu tun. Daß sich hinter den erotischen Ereignissen dieser Szenen eine beinahe überfeinerte Psychologie und eine vornehme lächelnde Menschenverachtung bergen, merkt auch die in der Kunst stets am Stoffe klebende Menge nicht. Wie wären sonst die zahlreichen Entrüstungen eifriger Moralisten zu erklären, die es wagten, den Dichter als skandalsüchtigen Zotenreißer hinzustellen. Es sei ohne weiters den nach Polizei schreienden Tugendwächtern zugegeben, daß die Kühnheit der Dialoge etwas Herausforderndes hat. Es sind zehn kleine Komödien des Geschlechtstriebes, in deren Höhenpunkten der Dichter stets zu schweigen und die Interpunktion zu reden beginnt. Dirne und Soldat, Soldat und Stubenmädchen, Stubenmädchen und der junge Herr, der junge Herr und die junge Frau, die junge Frau und der Ehegatte, der Ehegatte und das süße Mädel, das süße Mädel und der Dichter, der Dichter und die Schauspielerin bilden einen Reigen, der sich mit der Vereinigung des Grafen und der Dirne schließt. Die Vorhänge der verschwiegensten Alkoven öffnen sich, und die geheimsten Geheimnisse dürfen wir hören. Die Liebe in ihrer konkretesten Form ist das einzige, zehnmal variierte Thema des Buches und trotz der außerordentlichen Wahrhaftigkeit des Tones, in dem die Gespräche gehalten sind, fällt kaum ein unzartes Wort. Vielleicht noch nie sind die femininen Listen sicherer beobachtet und diskreter nachgezeichnet worden. Ein Chirurg der Seele zeigt uns ihre verborgensten Verrichtungen und dringt hier in Gebiete, die bisher der Kunst terra incognita waren."

Druck von
W SCHLENKER, WIEN, IX.
Währingerstrasse 26.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 01 05 12 006 8